

Die „Stimmung“ im Spannungsfeld zwischen Natur- und Geisteswissenschaften

Ein Blick auf deren Trennungsgeschichte aus der Perspektive einer Denkfigur

Caroline Welsh

The Use of *Stimmung* in the Sciences and Humanities. Looking at the History of the Division between the “Two Cultures” from the Perspective of a Figure of Thought

This article questions the existence of a schism between the ‘two cultures’ (C.P. Snow) by showing that the dichotomy between the sciences and the humanities is part of a narrative that developed in the 19th century. By focusing on the historical usage of *Stimmung* as specific figure of thought in the discourses of physiology, psychology, psychiatry, and aesthetics, the notion of a divorce between the sciences and the humanities is replaced by one of continuous exchange between various fields of knowledge. *Stimmung*, a term originally referring to the musical praxis of tuning instruments, was used extensively in German publications between 1770 and 1890 in all the fields of knowledge mentioned above. Its circulation between these fields both before and during the formation of independent disciplines in the late 19th century illustrates the continuity of exchange, even in those cases where the actors themselves use *Stimmung* as an argument for positioning their specific area of research within one of the “two cultures”.

Keywords: Travelling concepts, mood/tonus, Dilthey, Griesinger, Sulzer, enlightenment and romanticism

Schlüsselwörter: Zirkulation von Wissensfiguren, Stimmung, Dilthey, Griesinger, Sulzer, Aufklärung und Romantik

In seinem *Lehrbuch der Psychiatrie auf klinischer Grundlage für praktische Ärzte und Studierende* von 1879 definiert Richard Krafft-Ebing die „Entstehungsgesetze der Geisteskrankheiten“ als „wesentlich die gleichen wie die der übrigen Hirn- und Nervenkrankheiten“ und führt sie auf „das biologische und nur auf organischer Basis denkbare Gesetz der Vererbung“ zurück (Krafft-Ebing 1879: 12). Daraus folgt – als klar formulierter Anspruch auf Deutungshoheit –, dass „nur Der (sic) im Stand ist, sie zu verstehen und zu behandeln, der über alle diagnostischen Hilfsmittel verfügt und specielle Kenntnisse in der Physiologie und Pathologie des gesamten Nervensystems besitzt“ (ebd.:

13). Die Identifizierung des Gehirns als Organ der „psychischen Leistung und Geisteskrankheit“ wird dabei präsentiert als eine der „größten Errungenschaften des menschlichen Geistes“, für deren Durchsetzung im deutschsprachigen Raum Krafft-Ebing insbesondere Wilhelm Griesinger würdigt. Mit dessen Lehrbuch von 1845 hätte die Psychiatrie „nach schwerem Kampf ihre richtige Stellung im Verband der Naturwissenschaften errungen und sich von den letzten ihr anklebenden philosophischen und metaphysischen Schlacken gereinigt“ (ebd.: 41).

Krafft-Ebing vertritt damit zusammen mit Griesinger eine Richtung der naturwissenschaftlich orientierten Psychiatrie, deren Verwandte, die naturwissenschaftlich orientierte Psychologie, Wilhelm Dilthey eineinhalb Jahrzehnte später in seinen *Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie* (1990a [1894]) als für das Verständnis des Seelenlebens unzulänglich kritisiert, um ihr eine geisteswissenschaftlich fundierte, verstehende Psychologie entgegenzusetzen. Hauptkritikpunkt Diltheys war die auch heute relevante Frage, ob naturwissenschaftliche Methoden alleine dazu geeignet sind, das Seelenleben in seinem vollen Umfang zu erfassen. Seine Antwort jedoch spaltete zusammen mit einer Replik von Hermann Ebbinghaus (1984 [1896]) in ihrer dichotomen Entgegensetzung von Natur- und Geisteswissenschaften, äußerer und innerer Wahrnehmung, Hypothesenbildung und Erlebnis, Erklären und Verstehen die Psychologie in eine verstehende und eine erklärende Richtung (Schmidt 1995, Siegert 1999: 164f.). Die Naturwissenschaften können Dilthey zufolge einen kausalen Zusammenhang zwischen den ihnen über die äußere Wahrnehmung zugänglichen Naturerscheinungen nur mit Hilfe von Hypothesen und Experimenten konstruieren. Den Geisteswissenschaften hingegen erschienen, so Diltheys These, die „geistigen“ und „psychischen Tatsachen“ (Dilthey 1894 [1990a]: 147), die Gegenstände ihrer Wissenschaft, „von innen und als lebendiger Zusammenhang originalitär (sic)“ (ebd.: 143). Danach wären sie über die innere Wahrnehmung erlebbar und verstehbar. Hieraus folgte für ihn nun ein Anspruch auf Deutungsmacht über das Seelenleben für die Geisteswissenschaften: „Die Natur erklären wir, das Seelenleben verstehen wir.“ (Ebd.: 144)¹

Mit diesen beiden Positionen von Krafft-Ebing und Dilthey erscheint der Kampf als einer zwischen zwei sich neu bildenden Wissensfeldern innerhalb der Psychologie beziehungsweise der Philosophie um Deutungshoheit auf dem Gebiet der Seele im breiteren Kontext der Trennung und Ausdifferenzierung von Natur- und Geisteswissenschaften im 19. Jahrhundert. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts war es ein Anliegen sowohl der Natur- als auch der Geisteswissenschaften, die Charakteristika des eigenen Arbeitsfeldes, der Untersuchungsgegenstände und der Methodik in Abgrenzung zu den jeweils anderen Disziplinen herauszustellen. Hierzu gehört Diltheys Versuch, den Sonderstatus der Geisteswissenschaften mit der Unterscheidung zwischen dem naturwissenschaftlichen Erklären und dem geisteswissenschaftlichen

Verstehen zu etablieren, ebenso wie auf Seiten der Naturwissenschaften die Betonung des privilegierten Status des Experiments als Methode der Wissensproduktion, wie sie beispielsweise von Claude Bernard 1865 oder Emil Du Bois-Reymond 1878 formuliert wurde. Was sich heute unter dem Stichwort der zwei (Snow 1987 [1959]) oder drei (Lepenies 1985) Kulturen präsentiert, kann als Resultat dieses Prozesses der Ausdifferenzierung, Spezialisierung und disziplinären Verortung des Wissens aufgefasst werden (Welsh/Willer 2008: 10f.).

Die Trennungsgeschichte des 19. Jahrhunderts und Charles Percy Snows Zwei-Kulturen-These unterscheiden sich zwar sowohl hinsichtlich ihrer historischen Bedingungen als auch nach inhaltlichen Kriterien. Im ersten Fall handelte es um einen mit den Differenzen Natur/Geisteswissenschaft (Dilthey) beziehungsweise Naturwissenschaft/Metaphysik (Krafft-Ebing, Griesinger) explizit argumentierenden Diskurs der Abgrenzung und Kompetenzverteilung zwischen neu entstehenden Wissensfeldern. Der zweite Fall betrifft Snows Feststellung einer um 1960 kaum noch überbrückbaren Kluft zwischen den „literarisch Gebildeten“ (Snow 1987 [1959]: 21) einer „überkommenen Kultur“ (ebd.: 28) und der aufsteigenden Kultur der Naturwissenschaftler (ebd.: 32). Hierbei ging es um seine damit verbundene Kritik an der mangelnden Bereitschaft der Literaten, sich mit den Konsequenzen naturwissenschaftlicher Forschung auseinanderzusetzen.² Die Geschichte der Trennung und Ausdifferenzierung der Natur- und Geisteswissenschaften im 19. Jahrhundert wird hier in den Kontext der Zwei-Kulturen-Debatte eingeordnet, auch wenn die Titel gebende Schrift von Snow erst in der Mitte des 20. Jahrhunderts publiziert wurde und sich auf die Entwicklungen in der Zeit zwischen den Weltkriegen und insbesondere nach 1945 konzentrierte. Aber dies erscheint gerechtfertigt, weil die Debatten des 19. Jahrhunderts um die Grenzen und Kompetenzzuweisungen zwischen den Natur- und Geisteswissenschaften ebenso wie Snows Zwei-Kulturen-These derselben Dichotomie geschuldet sind. In beiden Fällen werden Differenzen zwischen Natur- und Geisteswissenschaften hervorgehoben und festgeschrieben. So ging es Dilthey mit seiner Grundlegung der Geisteswissenschaften als „Erfahrungswissenschaften des Geistes“ (Dilthey 1990a [1894]: 147) von Anfang an darum, den Naturwissenschaften ein zusammenhängendes System der Geisteswissenschaften entgegenzustellen. Der beschreibenden und verstehenden Psychologie kam hierbei eine Schlüsselfunktion zu, denn Dilthey war der Meinung, dass „ohne die Beziehung auf den psychischen Zusammenhang, in welchem ihre Verhältnisse gegründet sind, [...] die Geisteswissenschaften ein Aggregat, ein Bündel, aber kein System [sind]“ (ebd.: 148). Snow wiederum reflektierte zwar im Zusammenhang mit seiner These von den zwei Kulturen über die Gefahren, die darin bestünden, etwas „in zwei Teile zu zerlegen“, entschied sich dann aber gegen weitere Unterteilungen, weil „bei jeder weiteren Aufgliederung [...] die Nachteile den Nutzen über-

steigen [würden]“ (Snow 1987 [1959]: 25). Gemeinsam ist beiden Positionen somit die Struktur und eine (wenn auch unterschiedliche) wissenspolitische Motivation für die Wahl einer einfachen dichotomen Entgegensetzung von Natur- und Geisteswissenschaften.

In Anlehnung an Hayden White (1990) möchte ich dieses durch eine einfache Oppositionsbildung strukturierte, wissenspolitisch motivierte Narrativ im Folgenden als Narrativ der Trennungsgeschichte bezeichnen. Disziplinen erzählen – etwa in der Form von Gründungsnarrativen – selber Geschichten, mit denen ihre Vertreter im Prozess ihrer Entstehung ihre Eigenständigkeit zu behaupten versuchen, und diese werden wiederum Teil der Trennungsgeschichte selbst. Eine der wesentlichen Funktionen dieses Narrativs der Trennungsgeschichte kann darin gesehen werden, durch die wiederholte Betonung unterschiedlicher methodischer Vorgehensweisen den sich ausdifferenzierenden Einzeldisziplinen ein spezifisches Profil, sowie eine institutionelle Eigenständigkeit und Deutungsmacht zu verleihen und zugleich ihre Autorität durch die Zugehörigkeit zu einer der beiden etablierten Kulturen zu sichern. Demgegenüber verfolge ich das Anliegen, der Geschichte der Trennung und Ausdifferenzierung zwischen den Wissenskulturen in zwei (Snow) oder drei (Lepenies), eine andere Perspektive entgegenzusetzen. Der Blick auf die Trennungsgeschichte zwischen Natur- und Geisteswissenschaften aus der Perspektive der Denkfigur der „Stimmung“ soll dabei die Aufmerksamkeit auf Trennungen und Vermischungen, auf Momente der Ausdifferenzierung ebenso wie auf solche der Vernetzung verschiedener Wissensgebiete lenken.

Für eine derartige Verschiebung der Perspektive, die nicht die Ausdifferenzierung der Wissensbereiche, sondern die dichotome Entgegensetzung der zwei Wissenskulturen grundsätzlich in Frage stellt, eignet sich eine Analyse der historischen Gebrauchsweisen von „Stimmung“ in der Physiologie, der Psychologie, der Psychiatrie und der Ästhetik besonders gut, weil die „Stimmung“ nicht nur in unterschiedlichen Wissensfeldern, sondern auch in beiden Wissenskulturen präsent ist. Der Beitrag gliedert sich in drei Hauptteile. Zunächst wird es darum gehen, die jeweiligen Verwendungsweisen der „Stimmung“ bei Krafft-Ebing und Dilthey herauszuarbeiten und den Status der „Stimmung“ als Denkfigur zu definieren. Der zweite Teil konzentriert sich auf die Zirkulation dieser Figur in verschiedenen Wissensfeldern zwischen 1750 und 1800 und den damit verbundenen Vernetzungen zwischen den Wissensbereichen. Vor diesem Hintergrund soll daran anschließend die Verwendungsweise der „Stimmung“ bei Krafft-Ebing und Dilthey in den breiteren Kontext ihres Gebrauchs in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gestellt werden. Die Durchlässigkeiten und Überschneidungen zwischen den Wissenskulturen werden hier nicht nur im Hinblick auf die „Stimmung“ als Denkfigur, sondern auch in Bezug auf ihre Funktion als Argumentationsfigur im Kampf um Abgrenzungen sichtbar. Aus der Perspektive der „Stimmung“

werden somit sowohl die vielfältigen Bezüge zwischen den Wissenskulturen als auch die wissenspolitische Bedeutung dieser künstlichen Oppositionsbildung sichtbar, welche die Ausdifferenzierung einzelner Wissensfelder zu einer Geschichte der Trennungen und Abgrenzungen zwischen den Natur- und Geisteswissenschaften werden ließ. Zumindest im Hinblick auf die Wissenschaften vom Menschen und vom Leben, so sollte am Ende deutlich werden, war die von Snow angestoßene Zwei-Kulturen-Debatte selbst Bestandteil einer großen Erzählung, eines big narrative der Trennungsgeschichte, die bis in das 19. Jahrhundert zurückreicht.

Trennungsgeschichten: Die „Stimmung“ im Spannungsfeld zwischen Natur- und Geisteswissenschaften

Mehr als zwanzig Jahre vor seinen *Ideen zu einer beschreibenden und zergliedernden Psychologie* hatte Dilthey bereits direkt gegen die zunehmende Orientierung der Psychiatrie an den Naturwissenschaften Position bezogen. Sein Aufsatz „Hölderlin und die Ursachen seines Wahnsinns“ erschien 1867 unter einem Pseudonym in *Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften* und kann als „Vorgriff auf die Konstituierung der eigenen Geisteswissenschaft verstanden werden“ (Müller-Seidel 2002: 173). Mit seiner Antwort auf die Streitfrage zwischen „Ärzten der neueren Schule und idealistischen Denkern [...], ob nicht ausnahmslos in jedem Fall der Wahnsinn physiologisch bedingt sei“ (Dilthey 1911b [1867]: 102), entwickelte Dilthey hier ein Gegenprogramm sowohl zum Streit zwischen den „Psychikern“ (Idealisten) und „Somatikern“ der älteren, anthropologisch argumentierenden Psychiatrie, als auch zur empirisch-induktiven Psychiatrie Wilhelm Griesingers.³

„Wie man auch diese Frage beantwortet“, so Diltheys Eingangsthese, „psychische Ursachen, wenn sie stark und andauernd wirksam sind, können diese physiologischen Bedingungen schaffen, können das Nervensystem und weiter das Gehirn unheilbar zerrütten.“ (Ebd.: 102) Mit dieser These, die er am Beispiel Hölderlins zu belegen versuchte, stützte Dilthey in den 1860er Jahren die gegenüber der Gehirnpsychiatrie Griesingers unterlegene und in ihrem Ansatz veraltete Ausgangsposition der Idealisten. Dennoch fällt die Parallele zu Griesingers Ansatz ins Auge: Hatte dieser die Ausgangsthese der Somatiker von der physiologischen Grundlage der Geistesstörung von ihren metaphysischen Grundlagen gelöst und auf eine, zumindest aus der zeitgenössischen Perspektive, naturwissenschaftliche Basis gestellt, so versuchte Dilthey nun seinerseits der Prämisse der Psychiker von der psychischen Grundlage der Geistesstörungen durch eine Fallgeschichte mit exemplarischem Geltungsanspruch ein neues, von seinem Anspruch her geisteswissenschaftliches Fundament zu geben. An die Stelle der religiös inspirierten, auf die Schuld des Individuums hin ausgerichteten moralisierenden Erklä-

rung der Geisteskrankheiten als Seelenkrankheiten, wie sie beim bedeutendsten „Psychiker“ Johann Christian Heinroth (wenn auch nur in seinen theoretischen Schriften) vorherrschte, trat nun eine mit empirischem Material belegte Darstellung eines Falles, die Entwicklung Hölderlins vom Kindesalter bis zum Ausbruch seiner Krankheit. Diese „Analyse des Krankheitsverlaufs“ (ebd.: 116) besteht aus einer Zusammenstellung von biographischen Ereignissen und Gedichtauszügen aus verschiedenen Lebensphasen, die in ihrer Anordnung darauf angelegt sind, sich gegenseitig zu ergänzen und zu interpretieren. Daneben berücksichtigte Dilthey auch kulturelle Faktoren und politische Ereignisse, die von den Psychikern ebenso wie von den Somatikern weitgehend als Krankheitsursache ausgeklammert worden waren.⁴ Die Methode von Diltheys Erkundung ist die Textinterpretation, das heißt die Auslegung von biographischen, historischen und literarischen Quellen im Sinne eines einfühlsamen Verstehens des als geistige Totalität verstandenen Lebenszusammenhangs.⁵ Als „tiefschmerzliche Erzählung“ soll sie, so Dilthey, beim Leser ein „tiefes historisches Mitgefühl“ (ebd.: 103), ein „Nachfühlen fremder Seelenzustände“ (Dilthey 1990b [1900]: 317) erzeugen und damit jenen Prozess einleiten, den Dilthey später – in Anlehnung an Schleiermachers Hermeneutik – als spezifisch geisteswissenschaftliche Methode des Verstehens und als das „grundlegende Verfahren für alle weiteren Operationen der Geisteswissenschaften“ definierte (ebd.: 332).⁶

Interessant ist nun, dass sowohl Dilthey in seiner Selbsteinschätzung als Exponent der Geisteswissenschaften als auch Krafft-Ebing als Vertreter einer naturwissenschaftlich fundierten Psychiatrie dem „Stimmungsleben“ bei der Herausbildung der Krankheit eine zentrale Bedeutung zuschrieben, wobei sie jedoch ganz unterschiedliche Vorstellungen davon hatten, was unter dieser Kategorie zu verstehen sei. Bereits in der ersten Auflage seines Lehrbuchs von 1879 behandelt Krafft-Ebing die „schmerzliche“ und „heitere“ „Verstimmung“ als Symptome einer durch Ernährungsstörungen des Gehirns bedingten, krankhaften Erregung der für die Gefühle und Vorstellungen verantwortlichen Hirnrinde (Krafft-Ebing 1879: 43). Changiert er in der ersten Auflage noch etwas unentschlossen zwischen den Termini Stimmung und Selbstempfindung, so findet sich in späteren Auflagen eine durchgängige Anwendung des Stimmungsbegriffs. Das hier relevante Unterkapitel wird in diesen Auflagen mit „Störungen im Inhalt. Krankhafte Gemütsstimmungen“ überschrieben und erhält gleich zu Beginn eine Definition krankhafter und gesunder Stimmungen, in der Psychisches und Physiologisches eng miteinander in Zusammenhang gebracht werden:

Krankhaft erscheint die Stimmung dadurch, dass sie spontan eintritt, d.h. nicht durch einen äußerlichen Anlass vermittelt. Ihre Entstehung ist somit keine psychologische, sondern eine organische. Sie ist Ausdruck einer Ernährungsstörung im psychischen Organ. Dadurch unterscheidet sie sich von der physiologischen (sic!) Stimmungsänderung, die immer motiviert ist. (Krafft-Ebing 1903: 45)

Emotionale Stimmungen werden hier auf zwei unterschiedlichen Ebenen als Begleiterscheinungen hirnpfysiologischer Prozesse verstanden: Krankhafte Stimmungen entstehen durch eine Ernährungsstörung des psychischen Organs, das heißt des Gehirns, und sind somit organisch bedingt. Sie zeichnen sich dadurch aus, dass sie unvermittelt und ohne äußeren psychologischen Anlass auftreten. Gesunde emotionale Stimmungen haben hingegen eine psychologische Ursache, denn sie stellen eine natürliche Reaktion auf äußere Anlässe dar. Doch auch die psychologische Ursache manifestiert sich in einer physiologischen Stimmungsänderung. Beide, ‚gesunde‘ und ‚krankte‘ Stimmungen, haben somit eine materielle Basis. Die Grunderscheinungen der Melancholie und der Manie werden durch die Kombination beider Formen von Stimmungsveränderungen erklärt. So liege der Melancholie eine „spontan entstandene, selbständige schmerzliche, deprimierte Stimmung“ (ebd.: 45) zu Grunde, der Manie hingegen eine ebenso unbegründete „krankhaft heitere Stimmung“ (ebd.: 47). Sei diese krankhafte „Verstimmung“ erst einmal vorhanden, so folgten den organisch bedingten Stimmungen unweigerlich weitere, nun psychologisch bedingte Verstimmungen durch die Berührung des „verstimmten Bewusstseins“ (ebd.: 45) mit der Außenwelt. Weil die Auffassung derselben „ganz von der Art und Weise unserer Stimmung, unserer Selbstempfindung ab[hängt]“ (ebd.), erscheine die Außenwelt dem Melancholischen „trüb, verändert, in anderen Farben“ (ebd.: 46). Wahnideen hingegen werden nach dieser Logik der Stimmungen dadurch erklärt, dass der Kranke „die Quelle seiner Verstimmungen in allem anderen (Aussenwelt, frühe Lebensbeziehungen u.s.w.) eher als in einer Affektion seines zentralen Nervensystems findet“ (ebd.: 47).

Dilthey, das dürfte kaum verwundern, bringt dem Stimmungsleben ein anderes Verständnis entgegen. Schließlich beabsichtigte er mit seinem Aufsatz zu Hölderlin den Beweis, dass psychische Ursachen zu einer Zerrüttung des Gehirns führen und nicht umgekehrt. Krankhafte Stimmungen sind bei ihm nicht organisch bedingt und damit auch nicht vererbbar. Sie können hingegen, so Dilthey, als psychische „Epidemien“ (Dilthey 1911b [1867]: 103) auftreten und in solchen Fällen ansteckend wirken. Stimmungen sind demnach psychologische Phänomene, die jedoch durch spezifische historische Konstellationen und ästhetische Praktiken gefördert und geformt werden. Der Fall Hölderlin ist für ihn vor allem aufgrund einer bestimmten Art von Stimmungen von allgemeinem Interesse, die, so Dilthey, seit der Romantik immer wieder mit Prozessen der Kreativität in Verbindung gebracht wurden:

Diese Krankheitsursachen waren nur bis zu einem gewissen Grad partikulär in Hölderlins persönlichem Charakter und Schicksal gegründet; sie hingen andererseits mit einem ganz allgemeinen Kreis von Stimmungen zusammen, der eine lange Reihe unglücklicher Wirkungen neben den glänzendsten geäußert hat. Dieselben ewig ruhelosen Wogen, derselbe Zaubergesang eines unendlichen formlosen Stimmungslebens haben auch Lenau

und Robert Schumann in die Tiefe gezogen [...]. Diese dunklen und zusammenhanglosen Stimmungen sind gleich einem blinden Steuermann am Steuerruder unseres Lebens. Aber noch ein zweiter Grund von viel mehr tiefenpsychologischem Interesse gibt den schmerzhaften Empfindungen das Übergewicht und ist wirksam, das Gemütsleben zu zerrütten, überall, wo der Mensch sich in den Wechsel seiner Stimmungen verliert. Dieser Grund liegt in dem Gesetze selber, welches die Folge der Gefühle beherrscht. Eine so weite Perspektive eröffnet der merkwürdige und tragische Fall, von welchem wir hier reden. (Ebd.: 102)

Stimmungen werden hier nicht als Symptom, sondern als eine wesentliche Ursache der Geisteskrankheit aufgefasst. Dabei verwendet auch Dilthey die Figur der Stimmung auf zwei unterschiedlichen Ebenen. Die „formlosen“, „dunklen“ Stimmungen, die spontan ohne direkten Bezug zu einem äußeren Anlass auftreten, erscheinen einerseits als eine individuell erlebte „Grundstimmung der Seele“ (ebd.: 111), etwa bei den „in Anschauung der Natur verlorenen Stimmungen“. Andererseits diagnostiziert Dilthey ein solches „gesteigertes Mitempfinden mit der Natur“ (ebd.: 103) als typisch für eine romantisch-idealistische „Zeitstimmung“ (ebd.: 116), die auch andere Künstler ‚angesteckt‘ habe. Eine solche kulturelle „Grundstimmung“⁷ habe, so Dilthey, durch ihre Verklärung unspezifischer Stimmungen zur Grundlage genialer Kreativität einerseits das Genie, andererseits aber auch ein „krankhaftes Stimmungsleben“ und somit schließlich den Wahnsinn gefördert.⁸ Die Begründung für das Umschlagen des dichterischen Genies in Wahnsinn hatte Dilthey bereits ein Jahr zuvor in den *Phantastischen Gesichterscheinungen von Goethe, Tieck und Otto Ludwig* nicht individualpsychologisch, sondern „literaturgeschichtlich“ hergeleitet: Es ist (in Anlehnung an Schopenhauer) die „Entfesselung des Gestaltungsvermögens von der Leitung des Willens“, die er dem romantischen Idealismus zuschreibt, und „dementsprechend eine Neigung, in das Meer von Bildern und Stimmungen hinabzutauchen“ (Dilthey 1911a [1866]: 101). Der Unterschied zwischen Genie und Wahnsinn bestehe darin, dass die dichterische Phantasie im Wahnsinn die Herrschaft über sich selbst verliert und die Bilder der Phantasie ein Eigenleben erhalten.⁹

Aus der Kombination der emotionalen Stimmungen und dem kulturell bedingten Umgang mit ihnen ergibt sich nach Dilthey nicht nur eine Ätiologie von Hölderlins Krankheit. Das „Gesetz selber, welches die Folge der Gefühle beherrscht“ (Dilthey 1911b [1867]: 102), besteht im Zusammenspiel soziokultureller Faktoren (den „mächtigen Wirkungen gewisser Zeitstimmungen“) und individueller Erfahrungen (der „Gewalt rein psychischer Eindrücke“), die zusammen mit einer physiologischen Disposition (einer „gesunden geistig-körperlichen Organisation, nur von etwas Erregbarkeit“) schließlich die „physiologischen Bedingungen schaffen [...], die] das Nervensystem und weiter das Gehirn unheilbar zerrütten“ (ebd.: 116).

Eine solche Gegenüberstellung zweier grundverschiedener Zugangsweisen zur Natur und Entstehung psychischer Störungen scheint dazu geeignet, die These von der Unvereinbarkeit der zwei Kulturen der Naturwissenschaften und der Geisteswissenschaften bereits für das 19. Jahrhundert

zu bestätigen. Auf der einen Seite stände eine empirische oder, mit Dilthey, eine erklärende Psychologie und Psychiatrie, die sich an den Methoden der Naturwissenschaften orientieren und die Seele auf Parallelprozesse physiologischer Abläufe reduzieren. Auf der anderen fände sich Diltheys Entwurf einer „verstehenden Psychologie“ als ein neues methodologisches Verfahren der Geisteswissenschaften. Krankhafte Stimmungen wären in dem einen Fall auf Erregungszustände des Gehirns rückführbar, im zweiten hingegen auf historisch spezifische „psychologische Tatsachen“, die nur aus dem Gesamtzusammenhang des individuellen Lebens heraus verstanden werden können.

Betrachtet man die Trennungsgeschichte jedoch nicht einfach als ein Faktum im Sinne einer nicht zu leugnenden institutionellen und methodischen Ausdifferenzierung, sondern auch als Effekt eines strategisch eingesetzten Narrativs in einem dynamischen Feld von Machtkonstellationen, werden zwei Gemeinsamkeiten in der Argumentationsweise von Krafft-Ebing und Dilthey deutlich: So reklamieren beide die Deutungsmacht im Hinblick auf die menschliche Psyche jeweils für ihr Wissensfeld und begründen diesen Anspruch sowohl im Hinblick auf die jeweils verwendeten Methoden als auch inhaltlich durch die Einordnung des Gegenstands in den Zuständigkeitsbereich der von ihnen vertretenen Wissenskultur. Anhand der unterschiedlichen Einbettung emotionaler Stimmungen in den Kontext der Natur- beziehungsweise der Geisteswissenschaften wird die Funktion des Narrativs der Trennungsgeschichte deutlich. Es ermöglicht unterschiedliche methodische Vorgehensweisen zu betonen und verleiht den sich ausdifferenzierenden Einzeldisziplinen ein spezifisches Profil, sowie institutionelle Eigenständigkeit und Deutungsmacht. Die Debatten um die Grenzen zwischen den Natur- und Geisteswissenschaften mit jeweils spezifischen und inkompatiblen Formen des Erkenntnisgewinns wären somit zumindest teilweise ein Effekt solcher Abgrenzungsbemühungen.

Die zweite Gemeinsamkeit betrifft das Verständnis des referentiellen Charakters wissenschaftlicher Begriffe und Kategorien. „Krankhafte Stimmungen“ werden zwar bei Krafft-Ebing und Dilthey in einen völlig unterschiedlichen diskursiven Kontext gestellt und inhaltlich entsprechend verschieden gefüllt. In beiden Ansätzen werden „Stimmungen“ jedoch als real existierende natürliche Phänomene, als Tatsachen (im einen Falle der Natur, im anderen des Geistes) aufgefasst, die bei der Entstehung von psychischen Krankheiten eine entscheidende Rolle spielen. Die „Stimmung“ als eigenständige Kategorie zur Beschreibung von Emotionen wird dagegen nicht auf ihre historische und kulturelle Bedingtheit hinterfragt.¹⁰ Das wird auch dort deutlich, wo Dilthey den psychologischen Stimmungsbegriff mit produktionsästhetischen Überlegungen zusammenführt: „Poetische Stimmungen, Aggregate von Gefühlen, die nicht heftig wirken, aber andauern“, so heißt es in *Die Einbildungskraft des Dichters* von 1887, „bewirken die Veränderungen in den Bildern [...]“. Obwohl sie jedoch in ihrer „Mannigfaltigkeit

[...] unbegrenzt“ sind, stellen sie sich aufgrund der „geschichtlichen Kontinuität in der dichterischen Technik“ in den ästhetischen Kategorien des „Idealschönen, des Erhabenen, des Tragischen, Rührenden, Komischen usw.“ dar (Dilthey 1978b [1887]: 213f.). Die historisch-kulturellen Bedingungen von Hölderlins Wahnsinn, die romantisch-idealistische Verklärung unspezifischer Stimmungen zur Grundlage genialer Kreativität, beziehen sich nach Dilthey lediglich auf die Kultivierung und den Umgang mit diesen als Tatsachen gesetzten Phänomenen des Seelenlebens.

Demgegenüber soll im Folgenden die Herausbildung dieser psychologischen Einheit der „emotionalen Stimmung“ als eine neben den Gefühlen und Affekten eigenständige Kategorie der Psychologie in den Blick genommen werden. Diese Kategorie ist historisch entstanden und nicht zeitlos gegeben. Sie verdankt sich dabei einem breiter angelegten, metaphorischen Gebrauch des aus der Musik stammenden Begriffs der Stimmung in unterschiedlichen Wissensfeldern im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts.

Das Wort Stimmung entstammt ursprünglich dem Bereich der Musik. Dort bezeichnet es erstens das Stimmen einzelner Musikinstrumente, zweitens die Methode, nach der die Stimmung der Instrumente vorgenommen wird – hier wird der Begriff parallel zu dem der musikalischen Temperatur verwendet –, und schließlich drittens den Zustand des Instruments nach dem Stimmen.¹¹ In ihren metaphorischen Verwendungsweisen bezieht die Stimmung ihre historisch wandelbare Struktur aus jeweils unterschiedlichen Aspekten der musikalischen Bedeutungen. Hinzu kommen die mit ihr verbundenen, aber nicht homogenen semantischen Felder der Resonanz, Sympathie und Temperatur.

Wenn um 1800 von der Stimmung des Gemüts, der Nerven, des Gehirns, eines Kunstwerks oder einer Landschaft die Rede ist, so handelt es sich grundsätzlich um metaphorische Verwendungsweisen, die im Sinne von Hans Blumenbergs Definition der Metapher eine „authentische Leistungsart der Erfassung von Zusammenhängen“ (Blumenberg 1979: 77) darstellen. Das, was mit „Stimmung“ in all diesen Fällen ausgedrückt wird, lässt sich nicht in eine nicht-metaphorische Rede zurückübersetzen, weil das jeweilige Objekt des Wissens, beispielsweise der als „Stimmung“ bezeichnete Zustand etwa des Gehirns, der Seele, des Kunstwerks oder der Landschaft seine Bedeutung und Form aus der Stimmungsmetaphorik selbst und aus der Vernetzung der unterschiedlichen Wissensfelder, die sich ihrer bedienen, bezieht. Wenn im Folgenden von der Stimmung als Figur des Wissens und als Denkfigur die Rede ist, so liegt diesen Figuren somit immer ein metaphorischer Gebrauch der musikalischen Stimmung zugrunde.

Konzentriert man sich auf die Momente der Verdichtung von Bezügen, die durch den vielfältigen Gebrauch der Stimmungsmetaphorik in unterschiedlichen Wissensfeldern entstehen, so rückt die „Stimmung“ als eine transversale, die einzelnen Wissensgebiete der Physiologie, der Psychologie,

der Ästhetik und der Psychiatrie durchquerende und sie miteinander verknüpfende Wissensfigur in den Blickpunkt. Steven Greenblatt (1993) spricht von der Zirkulation solcher Wissensfiguren, um die Hierarchien, wie sie beispielsweise der Metaphernanalyse hinsichtlich der ‚eigentlichen‘ und ‚uneigentlichen‘ Redeweise, des wörtlichen und des metaphorischen Gebrauchs anhaften, zu vermeiden. Das Interesse richtet sich bei einer solchen Betrachtungsweise stärker auf den jeweils spezifischen historischen Gebrauch der Figur in den unterschiedlichen Wissensbereichen und auf die Eigendynamik, die sich der parallelen Verwendung und gegenseitigen Verstärkung der „Stimmung“ in unterschiedlichen Wissensfeldern verdankt.

Als Denkfigur bezeichne ich die „Stimmung“ dort, wo sie in unterschiedlichen Wissensfeldern für einen gewissen Zeitraum ein charakteristisches Denkmuster zur Verfügung stellt. Die Stimmung stellt eine Struktur, eine bestimmte Logik, zur Verfügung, nach der die Wechselwirkungen zwischen Innen und Außen, zwischen Seele und Körper, Auge und Lichtstrahl, Organismus und Umwelt, allgemeiner zwischen Zustand, Reiz, Reaktion und Folgezustand gedacht werden können. Das Wechselverhältnis wird je nachdem, ob das Merkmal der Resonanz oder der Zustand des Gestimmt-Seins, der Umstimmung und Verstimmung die Logik der Figur bestimmen, jeweils anders vorgestellt. Daher wird im Folgenden zwischen der Denkfigur der Resonanz und derjenigen der Stimmung unterschieden.

Im Hinblick auf die Trennungsgeschichte erlauben die Untersuchungen des jeweils spezifischen historischen Gebrauchs von „Stimmung“ in verschiedenen Wissensfeldern und der Denkmuster, die sich dabei ausbilden, einen aufschlussreichen Blick sowohl auf die Zeit um 1800, vor der Ausdifferenzierung der Wissenssysteme und ihrer Verfestigung in den Geistes- und Naturwissenschaften, als auch auf die Phase ihrer Ausdifferenzierung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Im Folgenden sollen daher zunächst die Denkfiguren der Resonanz und der Stimmung in unterschiedlichen Wissensbereichen zwischen 1750 und 1800 untersucht werden.

Vermischungen: die Zirkulation der Stimmung in unterschiedlichen Wissensfeldern zwischen 1750 und 1800

Die Gemütsstimmung als eine eigenständige, von Affekten und spezifischen Gefühlen zu unterscheidende Kategorie der Emotionen bildete sich erst im Verlauf der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts heraus. Sie verdankt ihre Entstehung einer Verschiebung des Interesses vom überindividuellen, typisierten Affektenwissen auf die innere Gefühlswelt des Subjekts. An die Stelle der traditionellen Affektentypologien traten Theorien und Beobachtungen zur Psyche des Individuums, insbesondere über seine Eigentümlichkeiten im Hinblick auf die es prägende Lebensgeschichte. Hierzu gehören unter

anderem die Assoziationstheorien David Hartleys, die Erfahrungsseelenkunde von Karl Philipp Moritz und Johann Georg Sulzers Psychologie der „dunklen Empfindungen“. Zeitgleich wurde auch das rhetorische Wissen um die Erzeugung von Affekten durch wirkungsästhetische Überlegungen abgelöst, die dieser neuen Komplexität der Subjekte gerecht werden sollten.¹² Bei diesen Transformationsprozessen des psychologischen und ästhetischen Denkens fällt auf, dass Theorien zur Entstehung von Affekten und Gefühlen ebenso wie ihre Repräsentationsweisen von der Metaphorik des ihnen zugrunde gelegten Körperbildes geprägt waren. War das alte Wissen über Affekte und Leidenschaften eng an die Humoralpathologie und an die darauf aufbauende Lehre von den Temperamenten gebunden,¹³ so entfaltete sich das Wissen des 18. Jahrhunderts über die Gefühle im Kontext des neuen Paradigmas vom menschlichen Körper, das durch die Nerven bestimmt war.¹⁴

„Resonanz“ und „Stimmung“ spielen in ihren metaphorischen Verwendungsweisen sowohl in der Konzeption des neuronalen Körpermodells als auch bei der Genese der Theorien über Emotionen im 18. Jahrhundert eine zentrale Rolle. Sie werden in der Physiologie, der Psychologie und der Ästhetik in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu Figuren des Wissens, die auf verschiedenen Ebenen den Übergang von der Affektenlehre zur Psychologie des Gefühls, von der Rhetorik zur Ästhetik und vom mechanistischen Körpermodell zur Vorstellung eines lebendigen Organismus mittragen. Dabei lässt sich, wie ich an anderen Stellen ausgeführt habe (Welsh 2006, 2009), eine Verschiebung des Interesses von der Denkfigur der Resonanz zur Darstellung ungeklärter Übertragungsphänomene hin zu der der Stimmung als Zustand des Gestimmt-Seins und Grundvoraussetzung für Resonanzeffekte beobachten.

Die Denkfigur der Resonanz beziehungsweise der Sympathie diente meist der Darstellung ungeklärter Übertragungsprozesse, durch welche die Bewegungen oder Empfindungen eines Objekts an einem anderen Ort in einem anderen Objekt erschienen. Sie erfreute sich im 18. Jahrhundert großer Beliebtheit und wurde sowohl in den sinnes- und hirnhysiologischen Theorien zur Informationsverarbeitung als auch im Zusammenhang mit der Frage nach der Affektübertragung und der Vorstellung des Leib-Seele-Übergangs zu einer zwar sehr umstrittenen, höchst hypothetischen, aber dennoch wirkungsmächtigen Denkfigur.¹⁵ Das für diese Figur charakteristische Denkmuster leitet sich aus dem musikalischen Phänomen des Mitschwingens harmonisch gestimmter Saiten zu einem gegebenen Ton her. Grundvoraussetzung für eine gelungene Schwingungsübertragung sind dabei erstens ein mehr oder (meist) weniger bekanntes Medium und zweitens die Existenz harmonisch gestimmter Saiten, die über dieses Medium in Schwingung versetzt werden können. In komplexeren Varianten nähert sich die Denkfigur der Resonanz derjenigen der Stimmung. Hier kann auch die harmonische Stimmung der Saiten in einer Serie von Übertragungsprozessen selbst vari-

iert werden. Diese Figur der Resonanz ist insbesondere für die Assoziationspsychologie interessant, weil in ihr die Logik der Schwingungsübertragung mit der Flexibilität der Saitenstimmung und -umstimmung kombiniert ist und sie sich dadurch für die Darstellung komplexer Resonanzeffekte eignet.

Mit einer einfachen Variante der Resonanzfigur wurde beispielsweise die Wechselwirkung zwischen Körper und Seele in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gedacht. Auch hier ging es darum, einen ungeklärten Übertragungsvorgang nach dem Modell der mitschwingenden Saite zu konzipieren. So beschreibt Friedrich Schiller in seiner Dissertation *Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen* (1962a [1780]) diese Wechselwirkung im Sinne der neuen Anthropologie vom ganzen Menschen als

[...] wunderbare und merkwürdige Sympathie, die die heterogenen Prinzipien des Menschen gleichsam zu Einem Wesen macht, der Mensch ist nicht Seele und Körper, der Mensch ist die innigste Vermischung dieser beiden Substanzen. (Ebd.: 63f.)

Eine komplexere Variante dieser Denkfigur findet sich dort, wo Assoziations-theorien auf physiologische Prozesse zurückgeführt werden. Hier erweist sich die Kombination von Schwingungsübertragung und Saitenstimmung als besonders geeignet zur Erklärung der physiologischen Prozesse, auf denen komplexe Gefühle und Ideenassoziationen beruhen sollen. Ein solches System stellt David Hartleys physiologische Begründung seiner Assoziations-theorie von 1749 dar (Hartley 1967 [1749]: 56–86), das in seiner Popularisierung und Weiterentwicklung durch Adam Melchior Weickards *Der philosophische Arzt* auch in Deutschland einflussreich war.¹⁶ Grundlage seiner Assoziationskomplexe bilden die Sensationen, wobei er sich die Weiterleitung der Sinnesempfindung als successive Schwingungsübertragung (Hartley spricht von „vibrations“) von den Sinnesorganen über die einzelnen Nervenfasern bis zu den Gehirnfasern dachte, die dann die entsprechende Vorstellung hervorrufen. Interessant wird es dort, wo Hartley gehirnphysiologische Vibrationsmuster postuliert, die sich durch mehrmalige gleichzeitige oder aufeinander folgende Anregung verschiedener Gehirnfasern bei der Wahrnehmung bilden sollen und die bewirken, dass eine erneute Schwingung einer dieser Fasern alle zum Muster („Cluster“) gehörigen Fasern in Schwingung versetzt (ebd.: 65). Komplexere Vibrationsmuster, die auch emotionale, moralische und abstrakte Assoziationen mit einschließen, entstehen danach durch die wiederholte Kombination einfacher Vibrationsmuster, so dass sich schließlich ein vielfältiges Netz von erfahrungsbedingten und daher individuell unterschiedlichen Vibrationsmustern entwickelt. Hartley spricht nicht von Resonanz, sondern von „vibrations“ (Schwingungen) und „clusters of vibration“ (Schwingungsmustern). Dennoch möchte ich behaupten, dass die Denkfigur, die seiner hirn- und nervenphysiologisch fundierten Assoziations-theorie zugrunde liegt, mit der komplexen Variante der Resonanz iden-

tisch ist. Eine Denkfigur kann die Vorstellungen auch dann strukturieren, wenn sie nicht explizit benannt wird (Parnes 2008). In diesem Falle ist jedoch nicht nur die Logik, sondern auch die Metaphorik sehr nahe an der Resonanz anzusiedeln. Auch hier geht es um schwingende Saiten (Fasern) und Schwingungsübertragungen durch ein Medium (Nervenflüssigkeit). Die Hartleys Vibrationstheorie zugrunde liegende Logik ist eine Logik der Resonanz. Hinzu kommt, dass er die Bedingungen für ein solches Mitschwingen, die harmonische Stimmung der Saiten, zu einer Variablen innerhalb der Denkfigur macht. Damit gerät der Zustand des Gestimmt-Seins (des Gehirns) stärker ins Blickfeld. Zugleich verlagert sich die Aufmerksamkeit auf die komplexen Vibrations- beziehungsweise Resonanzmuster, die diesen Zustand charakterisieren. Es war daher nur folgerichtig, dass Weickard in seiner Übernahme von Hartleys Assoziationstheorie die hirnpfysiologischen Vibrationsmuster durch die Vorstellung der harmonischen Stimmung ersetzte.

Ideenassoziationen wurden nun damit erklärt, „dass gewisse Fasern wegen der ähnlichen Ordnung, Stärke oder Dauer ihrer Stimmung [...] eine gewisse Fertigkeit bekommen haben, sich einander in einer bestimmten oder beständigen Ordnung zu erschüttern“. Mit anderen Worten: „Wenn eine dieser Fasern irgendwoher berührt wird, so erschüttert sie gerne noch eine Menge anderer Fasern, welche ihrer Stimmung oder Beschaffenheit nach mit ihr in Verbindung stehen.“ (Weickard 1790: 44f.) Der Vorteil dieser neuen, gehirnpfysiologisch begründeten Resonanzeffekte liegt in der Möglichkeit einer unendlichen Differenzierung, Individualisierung und Mischung von Empfindungen, Ideen und Gefühlen.¹⁷ Der Nachteil besteht darin, dass sie deterministische Erklärungsmuster selbst gegen den ursprünglichen Willen ihres Benutzers unterstützen (Hartley 1967 [1749]: vi, Welsh 2003: 47).

Die Denkfigur der Stimmung verschiebt gegenüber derjenigen der Resonanz die Perspektive auf die Möglichkeit einer selbsttätigen Stimmung, Umstimmung und Verstimmung zunehmend organisierter Systeme. War die Stimmung der Saiten zuvor lediglich die Grundlage der Schwingungsübertragung, so rückt sie nun – oft im Zusammenhang mit der Temperierung, das heißt Stimmung, des gesamten Tonsystems – ins Zentrum des Interesses. Wie die Vibrationskomplexe und Gehirnstimmungen bei Hartley und Weickard bereits deutlich gemacht haben, ist der Übergang zwischen beiden Figuren jedoch fließend. Was dort aber fehlt und die Denkfigur der Stimmung charakterisiert, ist die Vorstellung einer selbsttätigen, nicht von außen angeregten (Be-) Stimmung, Umstimmung oder Einstimmung. Die Seele, der Organismus, die Nerven oder das Gemüt können sich jetzt nach eigenen Gesetzen selbst stimmen und umstimmen. Das Subjekt der Stimmung und das Objekt des zu Stimmenden fallen somit in eins. Diese Vorstellung einer Selbst-Bestimmung ersetzt in den unterschiedlichen Wissensfeldern diejenige, dass etwas von außen gestimmt und in Schwingungen versetzt werden kann: Das Auftauchen dieser neuen Figur innerhalb unterschiedlicher

Wissensfelder illustriert, dass hier jenseits von einzelnen Wissensfeldern die Vorstellung der Selbsttätigkeit aufkommt, die mit der Figur der Stimmung, dem Zustand des Gestimmt-Seins und der Möglichkeit einer Umstimmung ohne Außenreiz einhergeht. Daher soll im Folgenden ihr Erscheinen und ihre Funktion in den einzelnen Kontexten kurz dargestellt werden.

In der Psychologie setzte sich die „Stimmung“ im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts als eine neue Kategorie innerhalb des emotionalen Bereichs durch. Sie wurde von Sulzer, einem der einflussreichsten Psychologen der 1750er bis 1770er Jahre, eingeführt. Er verwendet die Formulierung „Stimmung des Gemüthes“ allerdings erstmalig in seiner *Allgemeinen Theorie der schönen Künste* 1771/1774 im Kontext der Frage nach dem Zusammenhang zwischen Emotionen und sprachlichem Ausdruck, nicht in seinen psychologischen Schriften.¹⁸ Seine These ist, dass jede „Gemütslage“ ihren eigenen Ausdruck hat und der Dichter die seinige im sinnlichen Material der Sprache, also in der Prosodie, dem Rhythmus und den verwendeten Metaphern darzustellen hat. Nun gehört es aber laut Sulzer „unter die Geheimnisse der menschlichen Natur, daß einerley Sache gar sehr verschieden auf uns wücket, je nachdem wir uns in einer Lage befinden [...] die man auch die Stimmung des Gemüthes nennen könnte“. Daher hänge „fast die ganze Wirkung des Werks“ davon ab, dass der Rezipient die dem Werk zugrunde liegende Gemütsstimmung des Dichters erkennt und sich seinerseits aktiv in „dieselbe Lage“ versetzt (Sulzer 1774: 1158).

Die Differenz zur Figur der Resonanz und Sulzers Position am Übergang zwischen zwei Denkfiguren werden deutlich, wenn man diesen Eintrag mit dem früheren, bereits im ersten Band der *Allgemeinen Theorie der schönen Künste* erschienenen Vermerk „Dichtkunst. Poesie“ vergleicht. Hier argumentiert Sulzer selbst im Rahmen der Figur der Resonanz, wenn er schreibt, dass der Dichter seinen „Gemütszustand auf eine Weise [äußert], die uns in dieselbe Empfindung versetzt“, indem er „durch eine glückliche Wendung [...] selbst nur durch den Ton der Worte [...] alle Sayten der Seele in Bewegung bringt“ (Sulzer 1771: 252). Zentral für die Verschiebung von der Resonanz zur Stimmung ist, dass der Rezipient sich mit Hilfe des „Tons der Rede“ beziehungsweise der Dichtung selbsttätig einstimmt, das heißt in die Stimmung versetzt, die nötig ist, um mit dem Gemüt des Dichters zu ‚resonieren‘. Im Unterschied zur Resonanz stellt die Figur der Stimmung also eine Denkstruktur, ein Denkmuster zur Verfügung, mit dem eine verstärkte Selbsttätigkeit des Gemüts, eine Veränderung der Eigenstimmung bei der Verarbeitung des Wahrgenommen denkbar wird.

Die Selbsttätigkeit des Gemüts impliziert allerdings nicht notwendig, dass solche internen Umstimmungen vom Subjekt bewusst eingeleitet und kontrolliert werden können. In der Psychologie und Literatur des späten 18. Jahrhunderts werden die „Stimmungen des Gemüths“ vielmehr gerade dort relevant, wo sie mit Sulzers früheren Ausführungen über die „dunklen Ge-

genden der Seele“ (Sulzer 1974b [1773/1759]: 117)¹⁹ zusammengeführt werden. Stimmungen werden hier zum einzigen dem Bewusstsein zugänglichen Indiz dafür, dass sich etwas in den dunklen Gegenden der Seele zusammenbraut.²⁰ Als diffuse emotionale Grundbefindlichkeit fungieren sie als dritte Größe an der Schwelle zwischen Unbewusstem und Bewusstem und markieren einen Grenzbereich, in dem nicht oder noch nicht Bewusstes „Einfluß auf unsere Gemütsfassung“ (Sulzer 1974a [1773/1758]: 261) und damit auch auf unser Denken und Handeln ausübt.

Unabhängig davon, ob die dunklen Gegenden der Seele für die jeweilige Stimmung und Umstimmung verantwortlich sind oder ob es das Subjekt selbst ist, hat die Stimmung des Gemüts weitreichende Konsequenzen für das Denken, die Wahrnehmung der Außenwelt, die künstlerische Ausdrucksweise und das Handeln. Je nach Stimmung erscheint die Welt fröhlich oder traurig, gehen die Gedanken in die eine oder die andere Richtung (Sulzer 1774: 1158). In der Verbindung einzelner Stimmungen mit jeweils spezifischen Gedankenfolgen werden emotionale Stimmungen mit einer weiteren musikalischen Kategorie, den musikalischen Tonarten assoziiert. Nicht nur hängt die Gedankenabfolge von der Stimmung ebenso ab wie die Abfolge der einzelnen Töne von der Tonart, sondern einzelne Tonarten waren zudem traditionell an bestimmte Affekte gebunden (ebd.: 1161–1164, Wustmann 1911, Buelow 1983). Dabei wird eine im Bereich der Musik obsolet gewordene Praxis des Umstimmens der Instrumente auf den Menschen übertragen. Mit Bachs Einführung der wohltemperierten Stimmung konnten verschiedene Stücke in unterschiedlichen Tonarten mit der gleichen Stimmung (Temperatur) gespielt werden. Zuvor mussten beim Wechsel zwischen Kompositionen unterschiedlicher Tonart die Musikinstrumente mit einer festen Stimmung jeweils neu gestimmt werden. Der Nachteil von Bachs wohltemperierter Stimmung bestand allerdings darin, dass sich die einzelnen Tonarten mit dem „wohltemperierten Klang“ anders anhörten als zuvor, was die traditionelle Zuordnung der Affekte erschwerte. Die Verbindung von Tonarten und Gemütsstimmungen knüpft also an die traditionelle Verbindung zwischen Tonarten und Affekten an und überträgt die alte Praxis der verschiedenen Stimmungen für unterschiedliche Tonarten auf den Bereich der menschlichen Psyche.

Im Hinblick auf die Musik als die am stärksten durch die Figur der Resonanz geprägte Kunst ermöglichte die Bezugnahme auf die neu etablierte Kategorie der Gemütsstimmung eine veränderte Auffassung ihrer Wirkungsweise. Die Musik wurde nun nicht mehr nach dem Modell der Resonanz physiologisch begründet, indem die Entstehung der Leidenschaften direkt über die durch die Musik ausgelösten Nervenerschütterungen erklärt wurden.²¹ Sie erwecke stattdessen, wie der Mediziner Johann Joseph Kausch in seiner *Psychologischen Abhandlung über den Einfluß der Töne auf die Seele* ausführlich darlegte, „meistentheils nur eine Stimmung der Seele“ (Kausch

1782: 95), die dann zu je individuellen Assoziationsreihen führe. Oder sie bewirke umgekehrt, wie Andreas Hartknopf in Carl Philipp Moritz' gleichnamigem Roman feststellt, bei einer „gewissen Stimmung der Seele“, dass „tausend Erinnerungen, tausend dunkle Vorstellungen mit diesem Tone erwachen“ (Moritz 1968 [1785]: 132). In allen Fällen tritt an die Stelle der Resonanz die Vorstellung der Musik als Auslöser einer inneren Selbsttätigkeit des Subjekts.

Eine solche Verschiebung von der Resonanz als Figur der Übertragung zur Stimmung als Figur der Disposition und Selbsttätigkeit findet sich um 1800 in den unterschiedlichsten Wissensbereichen. Ihnen ist gemeinsam, dass sie alle zu jenen „heißen Zonen“ gehören (Wegener 2008: 132f.), die sich erst nach 1800 etablierten. Zu ihnen zählen neben der Psychologie die Ästhetik und die Biologie. In diesen sich neu formierenden Wissensfeldern ermöglichte die Denkfigur der Stimmung in jeweils spezifischer Weise die Vorstellung einer zunehmenden Autonomisierung und Abgrenzung nach außen, verbunden mit einer Konzentration auf innere Gesetzmäßigkeiten.

So reagierte Immanuel Kant in seiner *Kritik der ästhetischen Urteilskraft* auf die Denkfigur der Resonanz mit einer Abkoppelung der durch die Kunst ausgelösten Gemütszustände von den sinnesphysiologischen Prozessen. Das „interesselose Wohlgefallen“ am Schönen, ein Grundpfeiler der idealistischen Ästhetik, beruhe stattdessen auf der „proportionierten Stimmung der Erkenntniskräfte“ (Kant 1983 [1790]: §9), auf einer durch das Schöne angelegten, aber letztlich durch das harmonische Zusammenspiel zwischen Einbildungskraft und Verstand ausgelösten Lust (Wellbery 2003, Welsh 2003). Friedrich Schiller antwortete 1795 in seinen *Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen* mit einer anthropologisch fundierten Ästhetik, in die er die sinnesphysiologischen Prozesse wieder integrierte, ihnen jedoch einen inneren, selbsttätigen ‚Formtrieb‘ und künstlerischen ‚Bildungstrieb‘ entgegensetzte (Schiller 1962b [1795]). Eine ästhetische Stimmung des Gemüts' entstehe dadurch, dass Vernunft und Sinnlichkeit gleich stark einwirken und sich dadurch gegenseitig in der Schwebe halten. Schiller eröffnete damit einen Raum, in dem das Gemüt weder durch die Sinnlichkeit noch durch den Verstand bestimmt ist (Wellbery 2003, Welsh 2003). Die ästhetische Stimmung ist bei Schiller gerade keine bestimmte Stimmung, keine heitere oder traurige, aber auch keine in ihrem Interesse bereits gerichtete, durch einen spezifischen Gedankengang bereits festgelegte. Es handelt sich vielmehr um eine „allgemeine Stimmung“, eine noch nicht in eine spezifische Richtung be- oder gestimmte, unbestimmte Stimmung. Im Unterschied zu Sulzers Gemütsstimmung werden hier die wohltemperierte Stimmung Bachs und die Möglichkeit, mit einer „allgemeinen“ Stimmung alle Tonarten (Gedankenketten) spielen zu können, aus der Musik auf den Menschen übertragen. Man könnte sie heute vielleicht am leichtesten mit Freuds freischwebender Aufmerksamkeit vergleichen. In diesem Zustand sind, wie es

Novalis in den *Teplitzer Fragmenten* formulierte, „alle Ideen gleich gegenwärtig“, ist man „von selbst, ohne Zuthun, tugendhaft und genialisch“ (Novalis 1999 [1798/1799]: § 77, § 87, §96, Herv. i. O.). Auch Schiller bezeichnete ihn als den „fruchtbarsten Zustand in Rücksicht auf Erkenntnis und Moralität“ (Schiller 1962b [1795]: Brief 22, 379) und erhob ihn zur Grundlage der Kreativität sowohl in den Wissenschaften als auch in den Künsten.²² Den Zusammenhang zwischen Kreativität und Stimmung entwickelte Novalis im *Allgemeinen Brouillon* (1999 [1798]) weiter, in dem er über die „Stimmung des Kristallisierens, der Bildung“ als Grundlage aller Formen des Darstellens, des Herstellens neuer Verbindungen reflektiert.²³ Im Hinblick auf den Rezipienten bestand die Aufgabe der schönen Künste für Schiller und Novalis nicht mehr darin, das Gemüt in eine bestimmte Stimmung oder Leidenschaft zu versetzen. Sie sollten den Menschen stattdessen in die „hohe Gleichmüthigkeit und Freyheit des Geistes“ erheben, welche die ästhetische Stimmung gewährleiste (Schiller 1962b [1795]: 380). Vor diesem Hintergrund wurde die Instrumentalmusik in der Romantik zu einer allgemeinen Sprache des Unbewussten (Dahlhaus 1978, Lubkoll 1995) stilisiert. Sie trug – wie auch Dilthey im Hinblick auf die Wechselwirkungen zwischen der Entwicklung der Instrumentalmusik bei Hayden und Beethoven und der romantischen Lyrik in seinem späteren Aufsatz zu Hölderlin bemerkt – zu jenen unbestimmten allgemeinen Stimmungen bei, die insbesondere Tieck, Novalis und Hölderlin in ihrer Dichtung heraufbeschwören.²⁴ Für die Gattungen, in denen eine Lösung von den Affekten nicht möglich ist wie beispielsweise in der Tragödie, entwickelte Schiller ein anderes, an der zeitgenössischen Medizin orientiertes Modell. Die Erzeugung starker Gefühle verglich er mit einer Impfung, die durch eine gemäßigte, auf den Raum des Theaters beschränkte Dosis vor Ansteckungen bewahre (Zumbusch 2005).²⁵

Als der Mediziner Johann Christian Reil in seinem Aufsatz *Von der Lebenskraft* (1910 [1795]) die Vorstellung einer dem Organismus eigenen „Lebensstimmung“ postulierte, war die Stimmung des Gemüts, so impliziert es zumindest ihre weitverbreitete Verwendung in der Literatur, bereits zum festen Bestandteil kulturellen Wissens geworden. Ebenso wie in den anderen Bereichen diente die Denkfigur auch im Zusammenhang mit den sich um 1800 herausbildenden Biologie der Vorstellung von einer inneren Komplexität und Selbsttätigkeit, in diesem Falle im Bereich des Organischen. Damit einher geht, ganz im Einklang mit der Struktur, die die Figur auch in der Ästhetik und der Psychologie zur Verfügung stellt, eine Konzentration auf die inneren Gesetzmäßigkeiten des Organismus und eine stärkere Trennung zwischen Organismus und Außenwelt. Mit dieser Schrift eröffnete Reil die erste Ausgabe des von ihm herausgegebenen *Archivs für Physiologie* und formulierte darin sein Hauptanliegen, die Lebenskraft aus der jeweils spezifischen Mischung der Materie zu erklären. Damit wandte er sich gegen metaphysische Konzepte, welche die vorangehenden Abhandlungen zur Le-

benskraft charakterisierten.²⁶ Bei der genaueren Darstellung der Lebenskraft unterscheidet Reil zwischen der Stimmung (temperis) als dem „natürlichen Grad der Lebenskraft, so wie er der Erhaltung des Individuums angemessen ist“, und der „Mißstimmung (intemperies)“, die einen „widernatürlichen“, krankhaften Zustand des Individuums kennzeichne (Reil 1910 [1795]: 72). Die Selbsttätigkeit des lebenden Organismus werde durch die Fähigkeit des Organismus zur Umstimmung seiner Kräfte garantiert:

Je edler die Organe des menschlichen Körpers sind, desto vollkommener wohnt ihnen das Vermögen bei, ihre Kräfte abzuändern und zu mehrerer Vollkommenheit sie umzustimmen. [...] Groß ist sie in den gemeinen Nerven, größer in den Sinnesnerven und am größten im Gehirn. Wie schnell und vollkommen stimmt die menschliche Seele ihre Kräfte durch sich selbst und durch ihre eigenen Handlungen um. (Ebd.: 68)

Reil legte besonderen Wert auf die „Eigenschaft tierischer Organe, [...] sich durch eine äußere Ursache bestimmen [zu] lassen, ihren gegenwärtigen Zustand durch sich selbst zu verändern [...]“ (ebd. 46). An die Stelle der nur von außen in Bewegung zu setzenden Nervenfasern tritt bei ihm der Reiz als Anregung zur Selbsttätigkeit, tritt die Umstimmung eines dem Organismus eigenen Erregungszustandes. In dieser Verschiebung von der Figur der Resonanz zur Figur der Stimmung und Umstimmung manifestiert sich die Differenz zwischen mechanistischen Körpervorstellungen und der Konzeption des lebenden Organismus. Die semantische Polyvalenz des Temperaturbegriffs, als mathematische Methode zur Verteilung des pythagoräischen Kommas bei der musikalischen Stimmung und als quantitative energetische Größe zugleich, erlaubte es Reil, mit dem Mischungsverhältnis einen weiteren Bedeutungsaspekt der Stimmungsmetaphorik zu aktualisieren, der für die Entwicklung der physiologischen Stimmung wichtig ist. In den Blick geriet die Mischung der Materie, ihr chemischer Zustand als Grundlage organischer Stimmungen.²⁷ In der Folgezeit wurde Reils ‚organische Stimmung‘ vielfach aufgegriffen und auf unterschiedliche Weise abgewandelt. So erklärte Johann Wilhelm Ritter wenige Jahre später die unterschiedliche Lichtempfindlichkeit des Auges in seinen sinnesphysiologischen Selbstexperimenten durch den „Grad ihrer Stimbarkeit“ und die „Größe der Stimmung“ (Ritter 1798: 92, Welsh 2008). Ebenfalls im Zusammenhang mit galvanistischen Experimenten und mit direktem Bezug zu Reil entwickelte Alexander von Humboldt in seinen *Versuchen über die gereizte Muskel- und Nervenfasern, nebst Vermutungen über den chemischen Process des Lebens in der Thier- und Pflanzenwelt* eine Methode, mit der es ihm auf chemischem Wege gelang, die Erregbarkeit der Nervenfasern seiner Froschpräparate „willkürlich zu stimmen“ und „künstlich zu einer Reizbarkeit zu heben, wie ich in natürlichem Zustand kein Analogon fand“ (Humboldt 1797: 7).

Neben diesen impliziten Verflechtungen zwischen den Wissensfeldern finden sich explizite Austauschprozesse dort, wo beispielsweise Humboldts Bruder Wilhelm zeitgleich,²⁸ nun aber im Bereich der Ästhetik, von einer

Mischung der sinnlichen und reflektierenden Kräfte bei der Herausbildung verschiedener Gemütszustände spricht: In seinen ästhetischen Überlegungen zur Gattungstheorie gab Wilhelm von Humboldt als „Haupteinteilungsgrund“ der unterschiedlichen Gattungen die „subjektive Stimmung, aus der heraus sie entstehen“ (Humboldt 1904 [1799]: 226f.) an und unterschied je nach der vorherrschenden Seelenstimmung zwischen einer epischen, einer lyrischen und einer tragischen Stimmung in der Dichtung. Die Differenz zwischen den letztgenannten bestehe darin, dass „obgleich beide unsere Kräfte in Bewegung setzten, diese doch bei jeder auf eine andere Weise gemischt sind, jeder also ein unterschiedlicher Gemütszustand zum Grunde liegt“ (ebd.: 248).²⁹ Die expliziteste Verflechtung von Seelenstimmungen und Körperstimmungen findet sich in Johann Christian Heinroths *Lehrbuch der Störungen des Seelenlebens* (1818). Hier werden „körperliche Stimmungen“ und „Stimmungen der Seele“ in ihrem gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnis im Sinne der Anthropologie des ganzen Menschen zueinander in Beziehung gesetzt (Heinroth 1818: 204). Die „Seelenstimmung“ erscheint danach als Geburtsstätte der „Seelenstörung“, als eine durch die individuelle Lebensführung und das Temperament bedingte Disposition, die aber erst in Kombination mit einem inneren (Phantasie, Gedanken, Gefühle, Triebe) oder äußeren Reiz ausgelöst wird. Die Folge ist nach Heinroth ein unfreier Zustand der Seele, in dem sie das „Vermögen [...], sich selbst zu bestimmen“ verliert (ebd.: 174).

Trennungen und Vermischungen in Physiologie, Ästhetik und Psychiatrie nach 1850

Die historische Genese unterschiedlicher Verwendungsweisen der „Stimmung“ um 1800 zeigt somit, dass es sich auch bei der Kategorie der emotionalen Stimmung nicht, wie Dilthey und Krafft-Ebing meinten, um ein von Geschichte und Kultur unabhängiges, natürliches psychisches Phänomen handelt. Es wurde vielmehr deutlich, dass die Herausbildung dieser spezifischen Kategorie zur Beschreibung von Gefühlen, die Durchsetzung dieser Metaphorik und des an sie geknüpften Denkmusters sowie ihre schnelle Integration in das allgemeine kulturelle Wissen mit einer allgemeinen Popularität der Denkfigur der Stimmung um 1800 zusammenhängt. Als solche stellt die Stimmung um 1800 ein Muster zur Verfügung, das dem Interesse vieler Wissensfelder an den unterschiedlichsten Formen der Selbsttätigkeit und Selbstbestimmung von Systemen (ästhetischen, emotionalen, organischen) entgegenkommt, weil sich mit ihr sowohl die Komplexität der internen Struktur als auch die damit verbundene Variabilität der Reaktionsweisen auf Reize der Außenwelt denken lässt. In der Physiologie und Psychologie des 19. Jahrhunderts verschob sich, wie im Folgenden andeutungsweise gezeigt

wird, der Fokus hin zur Frage nach den Konsequenzen einer solchen Selbsttätigkeit für das Zusammenspiel zwischen Organismus beziehungsweise Bewusstsein und Außenwelt. Stärker als um 1800 stehen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Verstimmungen und Umstimmungen im Zentrum des Interesses. Sie bezeichnen eine subjektive, den Reizen der Außenwelt gegenüber disproportionale Reaktionsweise.³⁰

Was weiterhin deutlich wurde, ist die Verselbständigung der Figur vom musikalischen Gebrauch. Zwar wurden mit den Tonarten und der Temperatur als Mischungsverhältnis immer wieder neue Aspekte der musikalischen Metaphorik aktualisiert, auch wirkte die Gemütsstimmung auf die Erklärungen zur Wirkungsweise der Musik zurück, doch die Stimmung als Denkfigur bezog sich vor allem auf physiologische und psychologische Zustände. Lebens- und Nervenstimmungen einerseits, Gemütsstimmungen und Seelenstimmungen andererseits setzten sich als die erfolgreichsten Verwendungsweisen dieser Figur durch. Als psychische Stimmungen, als Nerven- und Gehirnstimmungen gehen sie im 19. Jahrhundert in die Terminologie der sich ausdifferenzierenden Wissensfelder ein. In diesem Kontext wurden die Nerven- und Gehirnstimmungen zunehmend mit dem durch die Temperatur in die Denkfigur eingeführten quantitativen Aspekt in Verbindung gebracht (Welsh 2008), während psychische Stimmungen, beispielsweise bei der melancholischen und manischen Verstimmung (in Analogie zu den verschiedenen Tonarten), unterschiedliche Vorstellungsreihen generieren und die Wahrnehmung der Außenwelt emotional färben sollten (Griesinger 1861, Krafft-Ebing 1879). Insofern könnte man im 19. Jahrhundert von einer Ausdifferenzierung der Verwendung der Figur in den emotionalen Bereich der Gemütsstimmungen und der poetischen beziehungsweise ästhetischen Stimmungen einerseits sowie in den physiologischen Bereich der Nerven- und Gehirnstimmungen andererseits sprechen. An die Stelle der Zirkulation einer Denkfigur in verschiedenen Bereichen scheint sich eine begriffliche Klärung und Differenzierung der Stimmung in einzelne Wissensfelder abzuzeichnen.

Auf den zweiten Blick wird jedoch erkennbar, dass die Figur der Stimmung auch im 19. Jahrhundert Anlass zu Verflechtungen und Überschneidungen zwischen den sich ausdifferenzierenden Wissenskulturen gab. Zwei unterschiedliche Formen solcher Überschneidungen sollen im Folgenden abschließend vorgestellt werden: erstens die explizite oder implizite Parallelisierung von Nervenschwingungen und Seelenstimmungen und zweitens die bereits angedeutete parallele Verschiebung des Interesses vom Zustand des Gestimmt-Seins hin zu den Auswirkungen von Verstimmungen und Umstimmungen auf die Selbst- und Weltwahrnehmung.

In seiner *Kritik meiner Ästhetik* (1922 [1866]) bezieht Friedrich Theodor Vischer, der Wilhelm Griesinger aus einem gemeinsam besuchten „Dozentenklub“ kannte (Wahrig-Schmidt 1991: 176), Nervenschwingungen und

Seelenstimmungen explizit aufeinander, und zwar im Zusammenhang mit seiner Neudefinition des Symbolischen als anthropologisch gegebene, psychologische Erscheinung. Die Projektion von Seelenstimmungen auf seelenlose Gegenstände erklärte er durch die Annahme eines psychophysischen Parallelismus, der es ihm erlaubte, Seelenstimmungen und Nervenschwingungen als parallel verlaufende psychische und physiologische Prozesse zu denken (Müller-Tamm 2005: 221–235). Nervenschwingungen interpretierte er als ein symbolisches Abbild geistiger Akte, Seelenstimmungen als Spiegelungen von Nervenbewegungen. Das Symbol und insbesondere die Musik bringen für Vischer „dem wirklichen Nerv das entwickelte und geordnete Bild seiner Schwingungen entgegen, welche im Inneren an sich schon die Bilder von Seelenschwingungen und Stimmungen sind“ (Vischer 1922 [1866]: 321).³¹

Allgemein lässt sich feststellen, dass mit dem Wandel des Leib/Seele-Problems von der Vorstellung einer direkten Wechselwirkung zwischen zwei eigenständigen Entitäten hin zu der eines parallelen Entsprechungsverhältnisses zwischen physischen und psychischen Vorgängen im Sinne des psychophysischen Parallelismus physiologische und psychologische Stimmungen in eine neue Konstellation zueinander traten. Bestand zuvor (etwa bei Heinroth) zwischen Nervenstimmungen und Seelenstimmungen eine nach dem Modell von Ursache und Wechselwirkung gedachte Kausalbeziehung, so wurden jetzt physiologische und psychologische Prozesse als grundsätzlich parallel zueinander konzipiert. Physiologische und psychische Stimmungen lassen sich so, wie bei Vischer deutlich wird, als einander spiegelbildlich zugeordnete Phänomene begreifen. Stimmungen eignen sich paradoxerweise gerade aufgrund ihrer Zirkulation in unterschiedlichen Wissensfeldern und der sich daraus ergebenden parallelen Verwendung in beiden Wissenskulturen besonders gut zur Darstellung psychophysischer Prozesse im Kontext des Parallelismus.³² Die Verwendung derselben Denkfigur in den Konzepten der psychischen und physiologischen Stimmung förderte die Plausibilität der These vom psychophysischen Parallelismus und führte im Falle Vischers zu Verflechtungen und Überschneidungen zwischen ästhetischen, physiologischen und psychologischen Argumenten.

Auch Herings organischen Verstimmungen und Griesingers psychischen Verstimmungen lag die Grundannahme eines (wenn auch jeweils unterschiedlich interpretierten) Parallelismus zwischen psychischen und physiologischen Vorgängen zugrunde. Obwohl beide die „Stimmung“ jeweils nur auf den physiologischen oder den psychologischen Teil des Parallelismus bezogen, gewannen ihre Argumente durch das implizite Wissen um die parallele Verwendungsweise von „Stimmung“ im jeweils anderen Bereich an Plausibilität. Im Folgenden dient die Darstellung der Gebrauchsweisen der Verstimmung bei Hering und Griesinger jedoch als Beleg für die zweite Form von Überschneidungen und Verflechtungen, für die zeitgleiche Ver-

schiebung des Interesses von der Stimmung hin zu den Verstimmungen in der Sinnesphysiologie und der Psychiatrie. Die Verstimmungen führen in beiden Fällen zu einer subjektiven, stimmungsabhängigen Wahrnehmung der Außenwelt.

Aus der Sicht des Sinnesphysiologen Ewald Hering ist das Auge meistens ein wenig verstimmt. Es nehme die Außenwelt nie ganz objektiv wahr, weil objektives Sehen an eine „neutrale Stimmung“ der Sehsubstanz gebunden sei und diese aufgrund der chemischen Prozesse der Sehsubstanz extrem selten vorkomme (Hering 2007 [1878]: 27). Besonders eklatant manifestierte sich dieses Phänomen einer durch die Physiologie des Auges bedingten verzerrten Wahrnehmung der Wirklichkeit bei bestimmten farbigen Nachbildern. Bereits Hermann von Helmholtz hatte in seinem renommierten Standardwerk *Handbuch der physiologischen Optik* (1911 [1867]) Nachbilder grundsätzlich auf sinnesphysiologische Prozesse zurückzuführen versucht. Wo ihm dies mit seiner Theorie der Erregung und Ermüdung des Sehorgans nicht gelang, zog er allerdings eine alternative, psychologische Erklärung heran, bei der er sich auf seine bereits entwickelte Theorie der unbewussten Schlüsse berief. Für eine spezifische Kategorie von Nachbildern war demnach nicht mehr das Sehorgan verantwortlich, denn sie würden erst im Verlaufe der Weiterverarbeitung der Sinnesdaten auf der Ebene der Vorstellungen entstehen. In seiner *Lehre vom Lichtsinne* kritisiert Hering diese Erklärung mit folgenden Worten:

Nicht also handelt es sich darum, dass vom Auge dem menschlichen Geiste ein Complex von Empfindungen übergeben wird, die derselbe dann mit Hilfe richtiger und falscher Urteile oder Schlüsse zu Vorstellungen verarbeitet, sondern was uns als Gesichtsempfindung zu Bewusstsein kommt, ist der psychische Ausdruck oder das bewusste Correlat des Stoffwechsels der Sehsubstanz. (Hering 2007 [1878]: 79)

Während bei Helmholtz eine physiologische und eine psychologische Verarbeitungsstufe sukzessive aufeinander folgen, behauptete Hering als vehementer Vertreter eines physiologisch ausgerichteten psychophysischen Parallelismus (Wegener 2008: 142f.) den notwendigen Parallelismus zwischen beiden.³³ Da für ihn jedem psychischen Prozess ein physiologischer Parallelvorgang entsprach, konnte Hering die bewusste Wahrnehmung als „Correlat des Stoffwechselprozesses“ vernachlässigen. Um die Nachbilder im Unterschied zu Helmholtz allein durch physiologische Prozesse innerhalb des Sehorgans zu erklären, brauchte er eine physiologische Theorie des Auges, die komplex genug war, um auch die problematischen Nachbilder zu erklären. Hierzu diente ihm die Hypothese von der Farbumstimmung des Auges, mit der er Helmholtz' quantitative Theorie der Ermüdung und Erholung des Sehorgans durch eine qualitative Theorie der Umstimmung des Sehorgans ersetzte. Hering ging von einer spezifischen Eigenstimmung, von einer neutralen Stimmung der Sehsubstanz aus und verstand unter „Umstimmung“

eine, meist durch einen Reiz ausgelöste, spezifische Veränderung der Sehsubstanz, die er auf chemische Stoffwechsellvorgänge zurückführte und die eine subjektive Farbwahrnehmung (eine Fläche erscheint zum Beispiel grün, obwohl sie rot ist) zur Folge hat. Er unterschied (etwas vereinfacht) zwischen drei Sehsubstanzen mit einem reversiblen chemischen Prozess, denen er jeweils zwei Stimmungszustände zuordnete: Jede der drei Sehsubstanzen war dabei für die Farbwahrnehmung jeweils eines Gegenfarbenpaars verantwortlich, woraus sich sechs mögliche Stimmungszustände der Sehsubstanz ergaben. Sie ermöglichten – zusammen mit der Differenzierung zwischen direkt gereizten Netzhautstellen und den an diese angrenzenden indirekt gereizten Stellen – die physiologische Erklärung auch derjenigen Nachbilder, die für Helmholtz physiologisch nicht erklärbar waren. Alle Nachbilder waren demnach die Folge einer Verstimmung der Sehsubstanz. Sie führten dazu, dass die Gegenstände nicht in ihren eigentlichen Farben, sondern in der jeweiligen Gegenfarbe wahrgenommen wurden.

In der Psychiatrie der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts spielten Verstimmungen des Gemüts, wie bereits im Zusammenhang mit Krafft-Ebing angedeutet, vor allem dort eine Rolle, wo Geisteskrankheiten auf Gehirnkrankheiten zurückgeführt wurden. In seinem Hauptwerk *Die Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten, für Ärzte und Studierende* erklärte der spätere Ordinarius für Psychiatrie Griesinger, in der zweiten überarbeiteten und vermehrten Auflage von 1861, „die Seele zunächst und vor allem für die Summe aller Gehirnzustände“ (Griesinger 1861: 6). Obwohl er sich nach den einleitenden Kapiteln über das „Gehirn als Organ der psychischen Akte“ vor allem mit den psychischen Anomalien des Vorstellens und Wollens beim „Irrsein“ auseinandersetzte und sich von einem reduktionistischen Materialismus distanzierte (ebd.: 6f.), hielt er im Hinblick auf das „Irrsein“ fest, dass

„fast seine ganze Pathogenie darin besteht, dass aus inneren organischen Ursachen psychische Verstimmungen entstehen und [...] erst später aus diesen einzelne, der neuen Stimmung angemessene, irre Vorstellungen, auf deren speciellen Inhalt dann die mannigfaltigsten Umstände Einfluss haben, hervortreten“ (ebd.: 33).³⁴

Sein Verweis auf Herman Lotze macht deutlich, welche Funktion diese „objektlosen Stimmungen“ (ebd.: 230) in der Psychiatrie innehatten. Lotze zufolge machten sich die „Sensationen aus den Organen des Körpers“ in der Seele in Form einer „gestaltlosen Gemüthsrichtung“ (ebd.: 33) bemerkbar. Griesinger diente dieser Hinweis auf die organische Ursache objektloser Stimmungen als Hauptstütze seiner Ausgangsthese, dass „psychische Krankheiten jedesmal Erkrankungen des Gehirns sind“ (ebd.: 1). Darüber hinaus konnte er mit dieser Verbindung von Gehirnkrankheit und objektlosen Stimmungen seine Theorie der Einheitspsychose gehirnphysiologisch begründen: Beim Übergang von einer Krankheitsphase in die andere, von den depressiven

schmerzhaften Verstimmungen der Melancholie zu den heiteren exaltierten Verstimmungen der Manie handele es sich nicht um eine „absichtliche psychische That von Seiten des Kranken“ (ebd.: 280), sondern um eine „Änderung der krankhaft gesetzten Stimmung, die mit dem Kranken ohne sein Zuthun vorgeht, und die man sich nur aus einer Änderung in der Art und Weise der Gehirnerkrankung erklären kann“ (ebd.: 280). Mit der Verschiebung von einer melancholischen zu einer manischen Verstimmung ändere sich auch die Selbst- und Weltwahrnehmung. Deutlich wird, dass die objektlosen, ängstlichen, heiteren, übermütigen oder gehobenen Verstimmungen der Melancholie, der Manie, der Tobsucht und des Wahnsinns bei Griesinger dazu dienen, die psychophysische Kluft zwischen organischen Abläufen und psychischen Erscheinungen zu überbrücken und seine Unkenntnis über die spezifischen Gehirnprozesse zu verschleiern.³⁵ Als psychisches Korrelat der organisch verstandenen Störungen stellen Stimmungen hier eine „geistige Elementarstörung“ dar (ebd.: 61–75), die für die Herausbildung weiterer Symptome mitverantwortlich gemacht wird und die symptomatologische Krankheitsklassifikation nach depressiven oder heiteren, gehobenen Stimmungen weitgehend strukturiert.

Die „Stimmung“ als wissenspolitisch motivierte Argumentationsfigur

Die Beispiele von Hering und Griesinger zur Verwendung der Stimmung im Zusammenhang mit dem psychophysischen Parallelismus dienten dem Nachweis von spezifischen Verflechtungen zwischen den beiden Wissenskulturen. Sie zeigen jedoch auch, ebenso wie die früheren Beispiele von Krafft-Ebing und Dilthey, dass die physiologischen Stimmungen des Auges und die psychologischen Stimmungen des Gemüts auf unterschiedliche Weise als Argumentationsfiguren eingesetzt wurden, um eine natur- oder geisteswissenschaftliche Fundierung und disziplinäre Einordnung der jeweiligen Wissensbereiche zu begründen. Zu Beginn des Beitrags wurde im Zusammenhang mit Krafft-Ebing und Dilthey die These aufgestellt, dass eine wesentliche Funktion dieses Narrativs der Trennungsgeschichte, der in den Texten vorgenommenen Entgegensetzung von Naturwissenschaft und Metaphysik (Krafft-Ebing) beziehungsweise Natur- und Geisteswissenschaft (Dilthey) mit dem Ziel der Abgrenzung darin bestand, den sich herausbildenden Einzeldisziplinen ein spezifisches Profil, institutionelle Eigenständigkeit und Deutungsmacht zu verleihen und zugleich ihre Zugehörigkeit zu einer der beiden Kulturen zu sichern. Dies erfolgte erstens inhaltlich durch die Einordnung des Gegenstandes in den Zuständigkeitsbereich der jeweiligen Wissenskultur, zweitens und damit verbunden durch die Betonung unterschiedlicher methodischer Vorgehensweisen. Dieselbe Argumentati-

onsstruktur findet sich auch bei Hering und Griesinger. Ziel von Herings Abhandlung war es, „das Kapitel von den Gesichtsempfindungen zu einem wahrhaft integrierenden Abschnitte der Physiologie“ zu erheben, während es „bisher notwendiger Weise mehr physikalische und philosophische Erörterungen enthielt als eigentlich physiologische“ (Hering 2007 [1878]: 79). Griesinger und in seinem Gefolge Krafft-Ebbing machten ebenso deutlich, dass die Geisteskrankheiten einen Teilbereich der Nervenkrankheiten darstellen und als solche auch institutionell zusammengehörten (Roelcke 1999: 88f.). Dilthey schließlich versuchte mit seiner kulturhistorischen und biographischen Analyse der Stimmungen bei Hölderlin die Überlegenheit geisteswissenschaftlicher Ansätze für das Verständnis von Geisteskrankheiten aufzuzeigen.

Aus dieser Perspektive kommt den „Umstimmungen des Sehorgans“ (Hering) ebenso wie den „krankhaften Verstimmungen des Gemüts“ (Griesinger und Krafft-Ebing) und dem „Zaubergesang eines unendlichen formlosen Stimmungslebens“ (Dilthey) eine wesentliche argumentative Funktion zu. Sie dienen der Überbrückung einer entscheidenden Leerstelle, die in allen Fällen im Zentrum gerade jenes Arguments liegt, das für die Zuordnung des jeweiligen Wissensfelds zu den exakten Naturwissenschaften beziehungsweise zu den Geisteswissenschaften entscheidend ist. Hering demonstrierte mit seiner Theorie der Farbumstimmung, dass sich alle bekannten Nachbilder sinnesphysiologisch erklären lassen. Doch steht die Umstimmung hier als Figur des Nicht-Wissens für lediglich postulierte chemische Veränderungen der Sehsubstanz. Es handelt sich dabei also um eine reine Hypothese, die nur ein mögliches Erklärungsmodell liefert. Griesinger und Krafft-Ebing brauchten ihrerseits die objektlosen psychischen Stimmungen als Symptome einer Gehirnkrankheit, um die Psychiatrie als medizinische Wissenschaft zu etablieren und ihre institutionelle Eigenständigkeit zu begründen. Sie überbrückten mit diesen Stimmungen die weder mit empirischen Daten noch mit der Vorstellung des Parallelismus zu schließende Lücke zwischen organischer Tätigkeit und psychischen Phänomenen. Zugleich ermöglichte dieser Übergang von der organischen Störung zur melancholischen oder manischen Stimmung Griesinger, sich in seinen weiteren Ausführungen auf die psychischen Phänomene, die Störungen und Anomalien des Vorstellens und Wollens zu konzentrieren. Dilthey wiederum sprach der naturwissenschaftlich orientierten Medizin im Gefolge Griesingers die Deutungshoheit für psychische Störungen wieder ab. Sein Hauptargument, die romantisch-idealistische Verklärung unspezifischer Stimmungen als Grundlage von Hölderlins Wahnsinn, setzte er genau dort ein, wo Griesinger auf die organische Herkunft der objektlosen Stimmungen verwies. An die Stelle des Blicks auf das Gehirn als Organ psychischer Störungen trat bei ihm eine Kombination aus individualpsychologischer, ästhetikgeschichtlicher und literaturwissenschaftlicher Analyse. Mit seiner Fallgeschichte wollte er die historisch-kul-

turelle Prägung der menschlichen Subjektivität belegen. Auf dieser Ebene reflektierte Dilthey durchaus die historische Bedingtheit spezifischer Stimmungen. So lassen sich beispielsweise die formlosen und gattungspoetischen Stimmungen, die er im Zusammenhang mit Hölderlin erwähnt, auf die im zweiten Teil dieses Beitrags ausgeführte allgemeine ästhetische Stimmung Schillers und Humboldts Gattungstheorie zurückführen. Diltheys Leerstelle findet sich dort, wo er zwar den Umgang mit Stimmungen als kulturhistorisch variabel reflektiert, die Existenz dieser emotionalen Kategorie hingegen als ahistorische psychologische Tatsache postuliert, indem er Stimmungen begreift als eine „gegenstandslose Macht [...], die aus dem Inneren des Gemüts selber aufsteigt“ und die „unendliche Melodie einer Seelenbewegung ausdrückt“ (Dilthey 2005 [1905]: 289).

Anliegen dieses Beitrags war der Nachweis, dass das Verhältnis zwischen den Natur- und Geisteswissenschaften als ein komplexeres und stärker ineinander verwobenes verstanden werden kann, als es die dichotome Entgegensetzung der beiden Wissenskulturen impliziert. Dies wurde auf zwei Ebenen gezeigt. Zunächst wurde durch eine Untersuchung unterschiedlicher Verwendungsweisen der Stimmung bei Krafft-Ebing und Dilthey und ihrer Zirkulation in unterschiedlichen Wissensfeldern um 1800 und um 1850 der Blick auf Trennungen und Vermischungen, auf Momente der Ausdifferenzierung ebenso wie der Vernetzung verschiedener Wissensgebiete gelenkt. Abschließend ging es darum, den Einsatz der Stimmung als Argumentationsfigur im Kampf der sich neu herausbildenden Disziplinen um die Zuständigkeit und Deutungshoheit für einzelne Wissensbereiche herauszustellen. Physiologische und psychologische Stimmungen wurden, so das Argument, bei Griesinger, Krafft-Ebing, Dilthey und Hering nicht nur als Wissensfiguren, sondern auch als Argumentationsfiguren eingesetzt, um spezifische Wissensbereiche für das Feld der Natur- beziehungsweise der Geisteswissenschaften zu reklamieren.

Beide Momente zusammen, die Betonung der Vermischungen und Überschneidungen und die Darstellung der Stimmung als strategisch eingesetzte Argumentationsfigur, stellen die herkömmliche Trennungsgeschichte zwischen Natur- und Geisteswissenschaften auf doppelte Weise in Frage. Erstens wird deutlich, dass man ihr ebenso gut (oder besser) eine Geschichte der Vermischungen entgegensetzen kann, sie sich also der ausschließlichen Darstellung der einen Seite auf Kosten der anderen verdankt. Zweitens erweist sich die Dichotomie zwischen den Natur- und Geisteswissenschaften als eine bereits im 19. Jahrhundert absichtlich inszenierte und forschungspolitisch motivierte. Dieser letzte Aspekt wird durch die Rezeption von Griesingers *Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten* im 19. Jahrhundert bestätigt. In dem Bemühen, die Psychiatrie als Naturwissenschaft zu etablieren, wurde Griesingers Standardwerk vor allem im Hinblick auf ein Ziel hin rezipiert: die Etablierung der Psychiatrie als ein Spezialgebiet der

Medizin. Zitiert wird er daher – nicht nur von Krafft-Ebing – vor allem mit seiner These, dass psychische Krankheiten Gehirnerkrankungen sind. Eine solche Rezeption ist charakteristisch für eine bestimmte Phase in der Entwicklung der Universitätspsychiatrie, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dominierte, aber nicht unbedingt repräsentativ für Griesingers Werk. Sie blendet gezielt Aspekte aus, die in andere Richtungen weisen, und bildet daher gleichfalls einen Bestandteil des Narrativs der Trennungsgeschichte. Als Teil einer Erzählung, die für eine bestimmte Richtung der Psychiatrie eine spezifische methodische und theoretische Identität behauptet und die Deutungshoheit beansprucht, verdeckt sie die Methodenvielfalt, die seine Herangehensweise an die Geisteskrankheiten charakterisiert.³⁶

Danksagung

Der Text entstand im Zusammenhang des Projekts *Leonardo-Effekte. Exemplarische Konstellationen zur Trennungsgeschichte von Natur- und Geisteswissenschaften* am Zentrum für Literaturforschung Berlin, dessen Mitstreitern Christina Brandt, Mai Wegener, Karlheinz Barck und Bernhard Dotzler ich für Anregungen danke.

Anmerkungen

- 1 Zum Zusammenhang zwischen Verstehen und Erleben s. Dilthey 1990a [1894]: 172, zur Methode des Verstehens als Grundlage der Geisteswissenschaften u.a. Dilthey 1990b [1900].
- 2 Vgl. dazu auch Christina Brandts Beitrag im folgenden Heft von *NTM*.
- 3 Zur Problematik dieser aus dem historischen Rückblick entstandenen terminologischen Differenzierung zwischen „Psychikern“ und „Somatikern“ angesichts des ihnen gemeinsamen Ausgangspunkts eines engen anthropologischen Verhältnisses zwischen Körper und Seele s. zuletzt Kutzer 2003. Zu allen drei Gruppierungen s. das Kapitel „Abgrenzungen und Vergewisserungen: Psychiker, Somatiker und Physiologen“ in Roelcke 1999: 47–79.
- 4 Vgl. hierzu Roelcke 1999: 67: „Dem ‚Psychiker‘ Heinroth und dem ‚Somatiker‘ Nasse ist damit eine religiös inspirierte anthropologische Grundlage der Seelenheilkunde gemeinsam [...] hat für beide Vorrang vor den Daten empirischer Beobachtung und Forschung.[...] Auf diese Weise wird der Fokus der Theorie auf das Innere des Menschen, die Interaktion zwischen Körper und Seele (Nasse) und die Dynamik der seelischen Instanzen (Heinroth) gerichtet; die soziale Welt wird weitgehend ausgeklammert.“
- 5 Zur Ästhetik Diltheys s. Rodi 1969.
- 6 Zur „Transposition“, wie Dilthey diese Form der Einfühlung – die „Hineinverlegung des Selbst in ein Äußeres“ – nennt, als eine den Geisteswissenschaften eigene Methode s. Dilthey (1990b [1900]: 250).
- 7 Zur „Lebensstimmung“ und „Grundstimmung“ bei Dilthey vgl. Bollnow 1967 [1936]: 80–85 und Wetz: „Dilthey gibt dem Wort in der Philosophie einen systematischen Ort, indem er alle Weltdeutung, die von Religion, Philosophie und Dichtung auf bestimmte ‚Lebensgefühle oder ‚Grundstimmungen‘ zurückführt [...] in deren Licht die Wirklichkeit auf eine unterschiedliche Weise erscheint.“ (Wetz 1998: 173) Von dieser Verwendungsweise der Stimmung als Denkfigur zur Darstellung gruppenspezifischer Wahrnehmungsweisen leitet

- sich die spätere Verwendung der Stimmung bei Ludwik Fleck als „stimmungsgemäßes Gestaltsehen“ (Fleck 1980 [1935]: 146) und allgemeiner als Bereitschaft für gerichtetes Wahrnehmen her.
- 8 Vgl. auch die Rede Diltheys von 1886 „Dichterische Einbildungskraft und Wahnsinn“, in der er (in einer militärärztlichen Bildungsanstalt) seine Theorie der Einbildungskraft Griesinger entgegenhält (Dilthey 1978a [1886]).
 - 9 Zu Diltheys früher Rezeption der zeitgenössischen Sinnesphysiologie sowie zur Bedeutung Johannes Müllers für Diltheys frühe Theorie zur Einbildungskraft s. Lessing 1992.
 - 10 Zur Kritik des Tatsachenbegriffs bei Dilthey vor dem Hintergrund der wissenschaftsgeschichtlichen Kritik am Abbildcharakter wissenschaftlicher Begriffe durch Fleck und Canquihem vgl. Vogl 2002. Diltheys Übernahme des naturwissenschaftlichen Tatsachenbegriffs führt Vogl zufolge bereits „im Binnenraum der sogenannten Geisteswissenschaften“ zu einer internen Spannung zwischen den zwei Kulturen (ebd.: 109).
 - 11 Etymologisch geht „Stimmung“ auf „stimmen“ zurück, in dem zwei Bildungen lautlich zusammengefallen sind: mhd. stimmen (seine Stimme betätigen) und ahd. gistimnūt (in Harmonie versetzen), mhd. Stimmen (einer Seite die richtige Tonhöhe geben).
 - 12 Ausführlich zum Übergang von der traditionellen Affektenlehre zur Psychologie als neuer Wissenschaft vom Menschen im 18. Jahrhundert und zu den Überschneidungen dieses Wandels mit dem Ende der Rhetorik und der rhetorischen Poetik s. Campe 1990: 335–401.
 - 13 Über den Zusammenhang zwischen Metaphorik und Denkstil in der Physiologie des 17. Jahrhunderts und über die Auswirkungen unterschiedlicher Metaphorik auf die Repräsentationsweisen von Melancholie und Manie s. Kutzer 1998: 112–123; allgemein zur historischen Metaphorologie der Leib-Seele-Beziehungen im Kontext einer Ästhetik der Rührung s. Torra-Mattenklott 2002: 47–75.
 - 14 Diesen Zusammenhang zwischen Körpermodellen und Emotionen betont auch Koschorke (2000: 179 f.). Zu den Transformationen der Temperamentenlehre vor dem Hintergrund dieses Wandels vgl. Welsh 2006.
 - 15 Zur Verwendung der Figur der Resonanz in Frankreich, in den Schriften der Mediziner Boissier de Sauvages (1754) und Joseph-Lois Roger (1758) insbesondere im Hinblick auf die Wirkung der Musik auf den Menschen im Kontext einer mechanistischen Nervenphysiologie s. Torra-Mattenklott 2002: 82–97, zur modellbildenden Funktion der Musik in den Wissenschaften u.a. bei Hobbes und Harvey vgl. Kassler 2001, zur musikalischen Metaphorik in der Medizin s. Kümmel 1977.
 - 16 Zur Bedeutung von Hartleys *Observations on Man* für die Assoziationspsychologie des 19. Jahrhunderts s. Young 1972.
 - 17 Ähnlich argumentiert Koschorke (2000: 179–184) bei seiner Analyse der Bedeutung der Rückkoppelung für den Wandel von einer „Grammatik der Affekte“ zu einer „Grammatik der Gefühle“ bei Hartley und Adam Smith. Zur emotionalen Vernetzung zwischen Individuen im Zusammenhang mit Smiths Sympathielehre s. Vogl 2004: 83–96.
 - 18 In den Wörterbüchern und Lexika werden durchweg spätere Textbeispiele angegeben. Am ausführlichsten im Artikel „Stimmung“ in *Trübners Deutsches Wörterbuch* (1955: 598–600). Wellbery (2003) lässt in seinem Überblicksartikel zur „Stimmung“ die ästhetische Stimmung mit Kant beginnen.
 - 19 Zu Sulzer s. Riedel 1993: 198–220.
 - 20 Vgl. beispielsweise die beiden anonym eingereichten Texte: „Geschichte eines im frühesten Jünglingsalter intendirten Brudermords von V...s.“ und „Über meinen unwillkürlichen Mordentschluß“ (Moritz 1986 [1885]: 237 f.). Wann genau sich die Gemütsstimmung in der Psychologie und Psychiatrie durchsetzt, bleibt noch zu klären.
 - 21 Vgl. Forkel 1802: 11, Welsh 2003: 34f.
 - 22 Zu Schillers Kritik an der Theorielastigkeit der zeitgenössischen „Natur-Wissenschaften“ und der Notwendigkeit genauer Beobachtungen vgl. Schiller 1962b [1795], Brief 13, 349–351; zum Spieltrieb als Bildungstrieb bei Schiller s. Welsh 2003: 145–154.
 - 23 Hier begegnet die Figur der Stimmung ihrem Pendant dem Rhythmus. Janina Wellmann (2008) hat gezeigt, dass der Rhythmus als Figur zur Ordnung von Zeit in der Ästhetik, Physiologie und der Musik um 1800 neu entworfen wird. Die Pointe von Caspar Friedrich

Wolffs Darstellung der epigenetischen Entwicklung in seiner *theoria generationes* besteht Wellmann zufolge darin, dass Strukturbildung nicht als dynamische Aktion dargestellt wird, sondern umgekehrt gerade dann entsteht, wenn die Säfte, die die Nährstoffe zur Bildung herantransportieren, ruhen. Novalis spielt darauf an, wenn er in der Folge des Zitates von „gehaltener Ruhe – statischer Kraft [...] proportionelle[r] Evolutionskraft“ spricht. Von hier aus müssten beide Figuren im Hinblick auf Theorien zur Entstehung des Neuen um 1800 zusammengedacht werden (Novalis 1999 [1798]: 673).

- 24 „Und Hölderlin, Tieck, Novalis beginnen jene neue Lyrik welche den Überschwang des Gefühls, die gegenstandslose Macht der Stimmung, die aus dem Inneren des Gemüts selber aufsteigt, die unendliche Melodie einer Seelenbewegung ausdrückt, die wie aus unbestimmten Fernen kommt und in sie sich verliert.“ (Dilthey 1905: 289)
- 25 Zur Vorstellung der Empfindsamkeit, dass das Schauspiel (insbesondere durch die schauspielerische Leistung) auf den Zuschauer „ansteckend“ wirken soll, vgl. Fischer-Lichte 1999. Zur Strukturhomologie von Ansteckung und Sympathie bzw. Resonanz um 1800 s. Welsh 2006.
- 26 Beispielsweise bei Medicus 1774 und Humboldt 1987 [1795]: 323–325.
- 27 Die Verwendung der Temperatur (lat. *temperatura*: gehörige Mischung) verweist auf die Temperierung des gesamten Tonsystems bzw. die Stimmung von Lauten und Tasteninstrumenten nach einer bestimmten Temperatur, die die Intervalle zwischen den Tönen festlegt. Betont wird damit das harmonische In-Sich-Selbst-Gestimmtsein des Instruments bzw. des Organismus. Auf die Bedeutung dieser Erweiterung bzw. Verschiebung für den Zusammenhang von Stimmung und Lebenskraft kann hier nicht näher eingegangen werden.
- 28 Alexander von Humboldts *Versuche* wurden 1797 veröffentlicht, Wilhelm von Humboldt begann im gleichen Jahr mit der Abfassung seiner Abhandlung über die Grundlinien der Ästhetik (vgl. die „Bemerkungen zur Entstehungsgeschichte“ in Humboldt 1904 [1799]: 402f.). Es ist anzunehmen, dass ihm bereits davor die Theorie seines Bruders zur Umstimmung der Erregbarkeit bekannt war.
- 29 Zu W. v. Humboldts Stimmungen s. Wellbery: 2003: 711–712, zur Ästhetik und Anthropologie bei Humboldt s. Dippel 1990.
- 30 Verstimmungen und Umstimmungen spielten selbstverständlich bereits in der Physiologie um 1800 bei Reil, Ritter und Humboldt eine wichtige Rolle. Dennoch erscheint es mir korrekt, von einer Zunahme des Interesses am Pathologischen und Subjektiven und einer Abnahme desselben am allgemeinen Phänomen der Vitalität im Verlaufe des 19. Jahrhunderts zu sprechen.
- 31 Zur Bedeutung der Physiologie für die nachkantische Ästhetik im Allgemeinen s. Müller-Tamm 2005: 214–248 und den von Guthmüller/Klein 2006 herausgegebenen Sammelband zur *Ästhetik von unten* im Anschluss an Fechner.
- 32 Mit den unterschiedlichen geistes- und naturwissenschaftlichen Varianten des psychophysischen Parallelismus in einem breiteren Spektrum verschiedener Ansätze bei u.a. Theodor Fechner, Ewald Hering, Wilhelm Wundt und Carl Stumpf setzt sich Wegener (2008) im Kontext der Trennungsgeschichte auseinander, vgl. auch ihren Beitrag im folgenden Heft von NTM.
- 33 Die naturwissenschaftlich-induktive Ausrichtung des psychophysischen Parallelismus bei Hering wird bereits in seinem früheren Text deutlich: „Mit Hilfe der Hypothese eines funktionellen Zusammenhangs zwischen Geistigem und Materiellen ist nunmehr die heutige Physiologie imstande, die Erscheinungen des Bewusstseins mit Erfolg in den Kreis ihrer Untersuchungen zu ziehen, ohne den sicheren Boden naturwissenschaftlicher Tatsachen zu verlassen.“ (Hering 1870: 6) Zur Kritik dieser Position vgl. Dilthey 1894: 165f.
- 34 Zu den Anomalien des Vorstellens und des Verstandes als Erklärungsversuch der unmotivierten Verstimmungen s. Griesinger 1861: 71f. (Falscher Inhalt der Gedanken), 231–233 (Symptomatologie der Schwermuth), 287 (Symptomatologie der Tobsucht), 310f. (Symptomatologie des Wahnsinns).
- 35 Einen reflextheoretischen Erklärungsversuch gibt Griesinger im § 23, ebd.: 38–40. Beispiele für objektlose, gehirnphysiologisch bedingte Stimmungen: Melancholie (ebd.: 230), Manie (ebd.: 278), Wahnsinn (ebd.: 311).
- 36 Zu späteren Würdigungen Griesingers als Wegbereiter für sehr verschiedene Entwick-

lungen in der modernen Psychiatrie vgl. Marx 1972. Die These der Trennungsgeschichte als Narrativ wird auch unterstützt durch die Arbeit von Oosterhuis (2003) zur Karriere Krafft-Ebings, der den Wandel in dessen theoretischen Vorlieben von der Neuropathologie zur Psychotherapie mit seinem jeweiligen Arbeitsumfeld in Zusammenhang setzt und auf die Bedeutung historischer und literarischer Beispiele in Krafft-Ebings *Psychopathia Sexualis* hinweist.

Literatur

- Blumenberg, Hans, 1979. Ausblick auf eine Theorie der Unbegrifflichkeit. In: Ders., *Schiffbruch mit Zuschauer. Paradigma einer Daseinsmetapher*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 75–93.
- Bollnow, Otto Friedrich, 1967 [1936]. *Dilthey. Eine Einführung in seine Philosophie*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Buelow, George J., 1983. Johann Mattheson and the Invention of the Affektenlehre. In: George J. Buelow und Hans Joachim Marx, Hg., *New Mattheson Studies*. Cambridge: Cambridge University Press, 393–407.
- Campe, Rüdiger, 1990. *Affekt und Ausdruck. Zur Umwandlung der literarischen Rede im 17. und 18. Jahrhundert*. Tübingen: Niemeyer.
- Cordle, Daniel, 1999. *Postmodern Postures. Literature, Science and the Two Cultures Debate*. Alderhot: Ashgate.
- Dahlhaus, Carl, 1978. *Die Idee der absoluten Musik*. Kassel: Bärenreiter.
- Dilthey, Wilhelm, 1911a [1866]. Phantastische Gesichterscheinungen von Goethe, Tieck und Otto Ludwig. In: Ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. XV, hg. v. Ulrich Hermann. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 93–101 [3. Aufl.].
- Dilthey, Wilhelm, 1911b [1867]. Hölderlin und die Ursachen seines Wahnsinns. In: Ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. XV, hg. v. Ulrich Hermann. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 102–116 [3. Aufl.].
- Dilthey, Wilhelm, 1978a [1886]. Dichterische Einbildungskraft und Wahnsinn. In: Ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. VI, hg. v. Georg Misch. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 90–102.
- Dilthey, Wilhelm, 1978b [1887]. Die Einbildungskraft des Dichters. Bausteine für eine Poetik. In: Ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. VI, hg. v. Georg Misch. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 103–241.
- Dilthey, Wilhelm, 1990a [1894]. Ideen über eine Beschreibende und Zergliedernde Psychologie. In: Ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. V, hg. v. Georg Misch. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 139–240 [8. Aufl.].
- Dilthey, Wilhelm, 1990b [1900]. Die Entstehung der Hermeneutik. In: Ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. V, hg. v. Georg Misch. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 317–338 [8. Aufl.].
- Dilthey, Wilhelm, 2005 [1905]. Das Erlebnis und die Dichtung. In: Ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. XXVI, hg. v. Gabriele Malsch. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht [1. Aufl.].
- Dippel, Lydia, 1990. *Wilhelm von Humboldt. Ästhetik und Anthropologie*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Ebbinghaus, Hermann, 1984 [1896]. Über erklärende und beschreibende Psychologie. *Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane*, 9, 161–295 [wiederabgedruckt in Rodi, Frithjof/Lessing, Hans-Ulrich, Hg., *Materialien zur Philosophie Wilhelm Diltheys*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 45–87].
- Fischer-Lichte, Erika, 1999. Der Körper als Zeichen und als Erfahrung. Über die Wirkungen von Theateraufführungen. In: Erika Fischer-Lichte und Jörg Schöner, Hg., *Theater im Kulturwandel des 18. Jahrhunderts. Inszenierung und Wahrnehmung von Körper – Musik – Sprache*. Göttingen: Wallstein, 53–68.
- Fleck, Ludwik, 1980 [1935]. *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

- Forkel, Johann Nikolaus, 1802. *Allgemeine Geschichte der Musik*, Bd. 2. Leipzig: Schwickert.
- Greenblatt, Steven, 1993. Die Zirkulation sozialer Energie. In: Ders., *Verhandlungen mit Shakespeare. Innenansichten der englischen Renaissance*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 9–33.
- Griesinger, Wilhelm, 1845. *Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten für Ärzte und Studierende*. Stuttgart: Krabbe.
- Griesinger, Wilhelm, 1861. *Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten für Ärzte und Studierende*. Zweite umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Stuttgart: Krabbe.
- Guthmüller, Marie/Klein, Wolfgang, Hg., 2006. *Ästhetik von unten. Empirie und ästhetisches Wissen*. Tübingen: Narr Francke Atempo Verlag.
- Hartley, David, 1967 [1749]. *Observations on Man, his Frame, his Duty and his Expectations*, Bd. 1. Hildesheim: Olms [Nachdruck].
- Helmholtz, Hermann, 1911. *Handbuch der physiologischen Optik*, Bd. 2. *Die Lehre von den Gesichtsempfindungen*, erg. und hg. v. Willibald Nagel und Johannes von Kries. Hamburg/Leipzig: Leopold Voss, 354–376 [3. Aufl.].
- Hering, Ewald, 1870. *Über das Gedächtnis als allgemeine Funktion der Materie*. Leipzig: Breitkopf & Härtel.
- Hering, Ewald, 2007 [1878]. *Die Lehre vom Lichtsinn. Sechs Mittheilungen an die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien*. Saarbrücken: VDM, Müller [Nachdruck].
- Heinroth, Johann Christian August, 1818. *Lehrbuch der Störungen des Seelenlebens oder der Seelenstörungen und ihrer Behandlung vom rationalen Standpunkt aus entworfen*. Leipzig: Fr. Chr. Wilh. Vogel.
- Humboldt, Alexander von, 1987 [1795]. Die Lebenskraft oder der rhodische Genius. In: Hanno Beck, Hg., *Alexander von Humboldt. Studienausgabe in sieben Bänden*, Bd. V: *Ansichten der Natur*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 319–323, Erklärung und Zusatz Humboldts 323–325.
- Humboldt, Alexander von, 1797. *Versuch über die gereizte Muskel- und Nervenfasern*, Bd. 1. Berlin: H. A. Rottmann.
- Humboldt, Wilhelm von, 1904 [1799]. Ästhetische Versuche. Erster Theil. Über Goethe's Hermann und Dorothea. In: *Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften*, hg. v. der königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften. Abt. 1., Wilhelm von Humboldts Werke, Bd. 2. hg. v. Albert Leitzmann. Berlin: Behr.
- Kant, Immanuel, 1983 [1790]. Kritik der Urteilskraft. In: *Immanuel Kant. Werke in sechs Bänden*, hg. v. Wilhelm Weischedel, Bd. 5: *Kritik der Urteilskraft und Schriften zur Naturphilosophie*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Kasser, Jamie C., 2001. *Music, Science, Philosophy. Models in the Universe of Thought*. Aldershot: Ashgate.
- Kausch, Johann Joseph, 1782. *Johann Joseph Kausch's psychologische Abhandlungen über den Einfluß der Töne auf die Seele nebst einem Anhang über den unmittelbaren Zweck der schönen Kunst*. Breslau: o.V.
- Koschorke, Albrecht, 2000. Selbststeuerung. David Hartleys Assoziationstheorie, Adam Smiths Sympathielehre und die Dampfmaschine bei James Watt. In: Inge Baxmann, Michael Franz und Wolfgang Schäffner, Hg., *Das Laokoon-Paradigma. Zeichenregime im 18. Jahrhundert*. Berlin: Akademie-Verlag, 179–190.
- Krafft-Ebing, Richard, 1879. *Lehrbuch der Psychiatrie auf klinischer Grundlage für Praktische Ärzte und Studierende*. Stuttgart: Enke.
- Krafft-Ebing, Richard, 1903. *Lehrbuch der Psychiatrie auf klinischer Grundlage für Praktische Ärzte und Studierende*. Siebente vermehrte und verbesserte Auflage. Stuttgart: Enke.
- Kümmel, Werner Friedrich, 1977. *Musik und Medizin. Ihre Wechselbeziehungen in Theorie und Praxis von 800 bis 1800*. Freiburg: Alber.
- Kutzer, Michael, 1998. *Anatomie des Wahnsinns*. Stuttgart: Hürtgenwald.
- Kutzer, Michael, 2003. ‚Psychiker‘ als ‚Somatiker‘ – ‚Somatiker‘ als ‚Psychiker‘. In: Eric Engstrom und Volker Roelcke, Hg., *Psychiatrie im 19. Jahrhundert. Forschungen zur Geschichte von psychiatrischen Institutionen, Debatten und Praktiken im deutschen Sprachraum*. Basel: Schwabe, 27–47.
- Lepenies, Wolf, 1985. *Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft*. München: Hanser.

- Lessing, Hans-Ulrich, 1992. Dilthey und Johannes Müller. Von der Sinnesphysiologie zur deskriptiven Psychologie. In: Michael Hagner und Bettina Wahrig-Schmidt, Hg., *Johannes Müller und die Philosophie*. Berlin: Akademie-Verlag, 239–254.
- Lubkoll, Christine, 1995. *Mythos Musik. Poetische Entwürfe des Musikalischen in der Literatur um 1800*. Freiburg: Rombach.
- Marx, Otto M., 1972. Wilhelm Griesinger and the History of Psychiatry: a Reassessment. *Bulletin of the History of Medicine*, 46, 519–544.
- Medicus, Friedrich Casimir, 1774. *Von der Lebenskraft. Eine Vorlesung bei Gelegenheit des höchsten Namensfestes Sr. Kurfürstlichen Durchleucht von der Pfalz in der Kurpfälzischen Theodorischen Akademie der Wissenschaften den 5. November 1774*. Mannheim: Hof- und akademische Buchdruckerei.
- Moritz, Karl Philipp, 1968 [1785]. *Andreas Hartknopf*. Stuttgart: Metzler [Nachdruck].
- Moritz, Karl Philipp, Hg., 1986 [1885]. *Gnothi sauton oder Magazin zur Erfahrungsseelenkunde, 1783–1793*, Bd. 3. Nördlingen: Greno [Nachdruck].
- Müller-Seidel, Walter, 2002. Diltheys Rehabilitierung Hölderlins. Eine wissenschaftsgeschichtliche Betrachtung. In: Karl Richter, Jörg Schönert und Michael Titzmann, Hg., *Die Literatur und die Wissenschaften 1770–1930*. Stuttgart/Weimar: Metzler, 139–189.
- Müller-Tamm, Jutta, 2005. *Abstraktion als Einfühlung. Zur Denkfigur der Projektion in Psychophysiologie, Kulturtheorie, Ästhetik und Literatur der frühen Moderne*. Freiburg: Rombach.
- Novalis, 1999 [1798]. Allgemeinen Brouillon (Materialien zur Enzyklopädistik). In: Hans-Joachim Mähl und Richard Samuel, Hg., *Werke, Tagebücher und Briefe Friedrich von Hardenbergs*, Bd. 2. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 473–720.
- Novalis, 1999 [1798/1799]. Teplitzer Fragmente. In: Hans-Joachim Mähl und Richard Samuel, Hg., *Werke, Tagebücher und Briefe Friedrich von Hardenbergs*, Bd. 2. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 385–412.
- Oosterhuis, Harry, 2003. Extending the Boundaries of Psychiatrie. The Professional Strategies of Richard von Krafft-Ebing. In: Eric Engstrom und Volker Roelcke, Hg., *Psychiatrie im 19. Jahrhundert. Forschungen zur Geschichte von psychiatrischen Institutionen, Debatten und Praktiken im deutschen Sprachraum*. Basel: Schwabe, 153–168.
- Parnes, Ohad, 2008. Von den Schwierigkeiten der Wissenschaftsgeschichte, mit der Intuition umzugehen, und vom Versuch, diese zu überwinden. In: Caroline Welsh und Stefan Willer, Hg., *„Interesse für bedingtes Wissen“. Wechselbeziehungen zwischen den Wissenskulturen*. München: Fink, 343–359.
- Reil, Johann Christian, 1910 [1795]. *Von der Lebenskraft*. Leipzig: J. A. Barth (=Klassiker der Medizin, 2).
- Riedel, Wolfgang, 1993. Die Aufklärung und das Unbewußte. Die Inversion des Franz Moor. *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft*, 37, 198–220.
- Ritter, Johann Wilhelm, 1798. *Beweis, dass ein beständiger Galvanismus den Lebensprozess im Thierreich begleite. Nebst neuen Versuchen und Bemerkungen über den Galvanismus*. Weimar: Industrie-Comptoir.
- Rodi, Frithjof, 1969. *Morphologie und Hermeneutik. Zur Methode von Diltheys Ästhetik*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Roelcke, Volker, 1999. *Krankheit und Kulturkritik. Psychiatrie und Gesellschaftsdeutungen im bürgerlichen Zeitalter (1790–1914)*. Frankfurt/New York: Campus.
- Schiller, Friedrich, 1962a [1780]. Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen. In: Julius Petersen und Hermann Schneider, Hg., *Schillers Werke. Nationalausgabe*, Bd. 20: *Philosophische Schriften erster Teil*, hg. v. Benno von Wiese. Weimar: Böhlau, 37–75.
- Schiller, Friedrich, 1962b [1795]. Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen. In: Julius Petersen und Hermann Schneider, Hg., *Schillers Werke. Nationalausgabe*, Bd. 20: *Philosophische Schriften erster Teil*, hg. v. Benno von Wiese. Weimar: Böhlau, 307–412.
- Schmidt, Nicole D., 1995. *Philosophie und Psychologie. Trennungsgeschichte, Dogmen und Perspektiven*. Reinbeck: Rowohlt.
- Siegert, Bernhard, 1999. Das Leben zählt nicht. Natur- und Geisteswissenschaften bei Dilthey

- aus mediengeschichtlicher Sicht. In: Claus Pias, Hg., *Medien. Dreizehn Vorträge zur Medienkultur*. Weimar: Verlag und Datenbank für Geisteswissenschaften, 163–182.
- Snow, Charles Percy, 1987 [1959]. Die zwei Kulturen. Rede Lecture. In: Helmut Kreuzer, Hg., *Die zwei Kulturen. Literarische und naturwissenschaftliche Intelligenz. C. P. Snows These in der Diskussion*. Stuttgart: Klett, 19–58.
- Sulzer, Johann Georg, 1771. Dichtkunst. Poesie. In: Ders., *Allgemeine Theorie der Schönen Künste. In einzeln, nach alphabetischer Ordnung der Kunstwörter aufeinander folgenden Artikeln abgehandelt*, Bd. 1. Leipzig: Weidmann, 250–258.
- Sulzer, Johann Georg, 1774. Ton. Redende Künste. In: Ders., *Allgemeine Theorie der Schönen Künste. In einzeln, nach alphabetischer Ordnung der Kunstwörter aufeinander folgenden Artikeln abgehandelt*, Bd. 2. Leipzig: Weidmann, 1158–1160.
- Sulzer, Johann Georg, 1974a [1773/1758]. Zergliederung des Begriffs der Vernunft. In: Ders., *Vermischte philosophische Schriften. Aus den Jahrbüchern der Akademie der Wissenschaften zu Berlin gesammelt*. Hildesheim/New York: Olms, 244–281 [Nachdruck].
- Sulzer, Johann Georg, 1974b [1773/1759]. Erklärung eines psychologisch paradoxen Satzes: Dass der Mensch zuweilen nicht nur ohne Antrieb und ohne sichtbare Gründe sondern selbst gegen dringende Antriebe und überzeugende Gründe handelt und urtheilet. In: Ders., *Vermischte philosophische Schriften. Aus den Jahrbüchern der Akademie der Wissenschaften zu Berlin gesammelt*. Hildesheim/New York: Olms, 99–121 [Nachdruck].
- Torra-Mattenklott, Caroline, 2002. *Metaphorologie der Rührung. Ästhetische Theorie und Mechanik im 18. Jahrhundert*. München: Fink.
- Trübners *Deutsches Wörterbuch*, 1955. Hg. v. Alfred Götze., Bd. 6. Berlin: De Gruyter.
- Vischer, Friedrich Theodor, 1922 [1866]. Kritik meiner Ästhetik. In: Ders., *Kritische Gänge*, Bd. 4, 2. hg. v. Robert Vischer, 2. verm. Aufl. München: Meyer und Jessen.
- Vogl, Joseph, 2002. Für eine Poetologie des Wissens. In: Karl Richter, Jörg Schönert und Michael Titzmann, Hg., *Die Literatur und die Wissenschaften 1770–1930*. Stuttgart/Weimar: Metzler, 107–127.
- Vogl, Joseph, 2004. *Kalkül und Leidenschaft. Poetik des ökonomischen Menschen*. Zürich/Berlin: Diaphanes [2. Aufl.].
- Wahrig-Schmidt, Bettina, 1991. Wilhelm Griesinger (1817–1868). In: Dietrich v. Engelhardt und Fritz Hartmann, Hg., *Klassiker der Medizin*. Bd. 2: *Von Philippe Pienel bis Viktor von Weizsäcker*. München: Beck, 172–189.
- Wegener, Mai, 2008. „... das Gefühl Liebe entspräche einer rechtsdrehenden Spiralbewegung der Hirnmoleküle ...“ Zur Figur des Psychophysischen Parallelismus' im ausgehenden 19. Jahrhundert. In: Caroline Welsh und Stefan Willer, Hg., *„Interesse für bedingtes Wissen“: Wechselbeziehungen zwischen den Wissenskulturen*. München: Fink, 131–151.
- Weickard, Melchior Adam, 1790. *Der philosophische Arzt*, Bd. 1. Berlin: De Gruyter.
- Wellbery, David, 2003. Stimmung. In: Karlheinz Barck u.a., Hg., *Ästhetische Grundbegriffe. Historisches Wörterbuch in sieben Bänden*, Bd. 5. Stuttgart: Metzler, 703–733.
- Wellmann, Janina, 2008. Rhythmus. Eine neue Figur des Wissens in Poetik und Biologie um 1800. In: Caroline Welsh und Stefan Willer, Hg., *„Interesse für bedingtes Wissen“: Wechselbeziehungen zwischen den Wissenskulturen*. München: Fink, 89–107.
- Welsh, Caroline, 2003. *Hirnhöhlenpoetiken. Theorien zur Wahrnehmung in Wissenschaft, Ästhetik und Literatur um 1800*. Freiburg: Rombach.
- Welsh, Caroline, 2006. Die Stimmung in den Wissenschaften vom Menschen. Vom Resonanz-Modell zur Gemüts- und Lebensstimmung. In: Arne Höcker, Jeannie Moser und Phillippe Weber, Hg., *Wissen. Erzählen. Narrative der Humanwissenschaften*. Bielefeld: transcript, 53–64.
- Welsh, Caroline, 2008. Nerven-Saiten-Stimmung. Zum Wandel einer Denkfigur zwischen Musik und Wissenschaft 1750–1850. *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte*, 31, 131–129.
- Welsh, Caroline, 2009. Resonanz – Mitleid – Stimmung. Grenzen und Transformationen des Resonanzmodells im 18. Jahrhundert. In: Karsten Lichau, Rebecca Wolf und Viktoria Tkaczyk, Hg., *Resonanz. Potentiale einer akustischen Figur*. München: Fink, im Druck.
- Welsh, Caroline/Willer, Stefan, 2008. Die wechselseitige Bedingtheit der Wissenskulturen – ein Gegenentwurf zur Trennungsgeschichte. In: Dies., Hg., *„Interesse für bedingtes Wissen“: Wechselbeziehungen zwischen den Wissenskulturen*. München: Fink, 9–20.

- Wetz, Franz Josef, 1998. Stimmung. In: Joachim Ritter, Hg., *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Basel: Schwabe, 173–176.
- White, Hayden, 1990. *Die Bedeutung der Form. Erzählstrukturen in der Geschichtsschreibung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Wustmann, Rudolf, 1911. Tonartensymbolik zu Bachs Zeit. *Bach-Jahrbuch*, 8, 60–85.
- Young, Robert M., 1972. David Hartley. In: Charles Gillispie, Hg., *Dictionary of Scientific Biography*, Bd. 6. New York: Scribner, 138–140.
- Zumbusch, Cornelia, 2005. Kunst als Impfung gegen das Leben? Eine medizinische Metapher in Schillers Theorie des Erhabenen. In: Miriam Schaub, Nicola Sauter und Erika Fischer-Lichte, Hg., *Ansteckung. Zur Körperlichkeit eines ästhetischen Prinzips*. München: Fink, 251–262.

Caroline Welsh
Kaulbachstr. 69
D-60596 Frankfurt am Main
E-Mail: CarolineWelsh@aol.com

